Band 950 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ein Gruß aus der Hölle

Band 950 • DM 2,20

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Ein Gruß aus der Hölle

John Sinclair Nr. 950

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 17.09.1996

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Ein Gruß aus der Hölle

Die zwölfjährige Marion Bates saß auf dem Rücksitz des Taxis und spürte auf den Oberschenkeln den Druck ihrer Fingernägel sogar durch den Stoff des Kleides. Sie kam mit sich selbst nicht mehr zurecht, vor allen Dingen nicht mit dem, was ihr ihre neue Freundin Caroline zugeflüstert hatte.

Caroline fuhr ebenfalls in diesem Taxi, allerdings auf dem Beifahrersitz.

»Wir fahren zu meinem Grab!« hatte ihr Caroline zu verstehen gegeben. Eine etwa gleichaltrige Freundin, mit der sich Marion prima unterhalten konnte, mit der sie wundersame Dinge erlebt hatte.

Diese tolle Freundin erzählte ihr nun, daß sie zu ihrem Grab fahren würden!

Aber das ging nicht. Das war nicht möglich. Caroline lebte ja noch. Wie konnte sie dann zu ihrem Grab fahren?

Marion Bates dachte darüber nach, konnte sich das Ganze jedoch nicht erklären.

So etwas war nicht zu fassen, das konnte es gar nicht geben! Gräber waren für Tote ausgehoben worden, aber auf keinen Fall für lebende Personen.

Trotzdem hatte Caroline von einem Grab gesprochen, und ihre Worte hatten sich nicht nach einer Lüge angehört. Überhaupt war sie eine Person, die alle Grenzen sprengte.

Durch einen geheimnisvollen Spiegel, der sich jetzt, in dem neben Marion liegenden Koffer befand, hatte sie aus einer Geisterwelt mit Marion Bates Kontakt aufgenommen. Beide Mädchen hatten sich unterhalten, und in der vergangenen Nacht war es dann zu diesem unerklärlichen Vorgang gekommen. Da hatte Caroline ihre Freundin zu sich in den Spiegel geholt und damit in ihre Welt, über die Marion trotzdem so gut wie nicht Bescheid wußte.

Beide waren sie dann dem Spiegel in der Wohnung eines fremden Mannes entstiegen, hatten sich ein Taxi genommen, das sie nun zu Carolines Grab bringen sollte.

Unwahrscheinlich, ungeheuerlich, aber auch unmöglich? Marion wußte nicht, was sie noch denken sollte. Sie war blockiert. Sie fühlte, daß sie keinen eigenen Willen mehr hatte, denn der ihrer Freundin beherrschte sie immer stärker.

Sie würde auch mit zu Carolines Grab fahren, das stand fest. Ja, es gab keine Möglichkeit mehr; sich der Sache zu entziehen. Vor kurzem noch hatte sie an ihre Mutter gedacht, doch diesen Gedanken konnte sie jetzt vergessen.

Ein Arm schob sich durch die Lücke zwischen den beiden Vordersitzen. Er geriet auch in Marions Blickfeld und riß sie aus ihren trüben Gedanken. Sie schaute wieder normal, und diesmal kam ihr die eigene Umgebung nicht mehr vertraut, sondern fremd vor.

Caroline sprach Marion an. »Geht es dir gut?«

»Weiß nicht…«

Die Finger berührten Marions Knie. »Ich weiß, daß es etwas viel für dich war, aber du wirst dich daran gewöhnen, und du wirst auch sehr bald merken, daß alles wirklich nur zu deinem Besten geschehen ist, obwohl es wirklich schwer sein wird, daran zu glauben. Ich verspreche dir jedoch, das du dir keine Sorgen zu machen brauchst, solange ich bei dir bin. Ich habe dich auch nicht ohne Grund aus deiner Umgebung weggeholt. Du wirst irgendwann erkennen, daß ich dir damit sogar das Leben gerettet habe.«

»Meinst du?«

»Großes Ehrenwort.«

Marion Bates schluckte. »Aber ich verstehe das alles nicht, Caro. Es ist für mich so fremd und auch richtig gruselig. Du hast von deinem Grab gesprochen?«

»Stimmt.«

»Und dort fahren wir hin?« Marion schaute ihre Freundin direkt an, als wollte sie an deren Gesicht ablesen, ob Caro nun log oder die Wahrheit sagte.

»Ich habe es dir gesagt. Wir werden mein Grab besuchen. Wir müssen es sogar.«

Caroline hatte normal laut gesprochen. Diese Worte hätten eigentlich die Fahrerin des Taxis alarmieren müssen. Das war nicht geschehen. Die Frau kümmerte sich nicht um ihre beiden Fahrgäste.

Das war nicht immer so gewesen. Beim Einsteigen hatte sie sich weigern wollen, die Mädchen zu fahren, aber Caroline hatte sie nur starr angeschaut, und dieser Blick hatte ausgereicht, um den eigenen Willen der Frau zurückzudrängen.

Jetzt fuhr sie, stellte keine Fragen und würde sich möglicherweise später nicht einmal erinnern können, daß sie diese beiden Fahrgäste transportiert hatte.

Caro strich über Marions Hände. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben. Wir sind doch Freundinnen, nicht wahr? Wir gehören zusammen. Es gibt einen Bund zwischen uns, und ich will auf keinen Fall, daß dir jemand etwas antut.« Sie sprach wie eine Erwachsene.

Marion nahm diesen Faden auf. »Wer sollte mir denn etwas antun wollten?«

»Da gibt es genug Menschen.«

»Wen meinst du denn?«

Caroline schüttelte den Kopf. »Lassen wir das, Marion. Ich möchte jetzt nicht darüber reden. Es ist wirklich besser so. Du wirst es früh genug erfahren, aber der andere wird sich geschnitten haben, das habe ich mir geschworen.«

Marion merkte schon, daß es zwischen Verstehen und Begreifen einen Unterschied gab. Sie hatte zwar genau zugehört, aber nicht herausgefunden, um was es genau ging. Eines allerdings hatte sich schon herauskristallisiert. Es gab jemanden, der ihr Böses wollte. Der sogar ein richtiger Feind war.

Nur konnte sie sich nicht vorstellen, daß derartige Menschen überhaupt existierten. Natürlich wußte sie mit ihren zwölf Jahren schon, daß auf der Welt nicht alles gut war. Es gab schon böse und grausame Menschen, darüber hatte sie immer wieder gelesen, und auch in der Schule war vor gewissen Typen gewarnt worden, aber in ihrer eigenen, in ihren persönlichen Kreislauf waren diese Dinge nie eingedrungen. Der war bisher frei davon geblieben, bis zum gestrigen Tag.

Die Worte hatten sie natürlich aufgewühlt, und ihre Gedanken jagten sich.

Sie dachte darüber nach, wer ihr denn etwas derartig Böses antun wollte.

Nein, da kannte sie keinen.

Nicht ihre Freundinnen in der Schule, nicht ihre Mutter, nicht die Nachbarn, auch nicht der Vater, der zwar woanders lebte, weil die Eltern sich hatten scheiden lassen, und der schon ein seltsamer Kauz war, aber warum sollte er ihr etwas Böses antun?

Nein - oder?

Komisch, daß sie immer an ihren Vater denken mußte. Sie versuchte auch, sich ihn bildlich vorzustellen und wunderte sich darüber, daß es ihr nicht gelang. Sein Gesicht und seine Gestalt blieben verschwommen, und plötzlich spürte Marion die Nässe in ihren Augen. Sie stand dicht davor, Tränen zu vergießen, und irgendwo tat es ihr auch gut, weinen zu können.

Caroline schaute sie an. Sie sagte nichts. Sie ließ das Mädchen weinen, bis Marion aus der schmalen Seitentasche ihres Kleides ein dünnes Taschentuch hervorholte, um die Augen abzutupfen. Anschließend schneuzte sie ihre Nase.

»Ist es jetzt besser?« erkundigte sich Caroline mitfühlend.

»Das ist eher komisch.«

»Warum?«

»Ich, ich weiß gar nichts mehr. Du hast mich richtig durcheinandergebracht.«

»Tut mir leid, aber das hatte ich nicht vor. Du hast mich gefragt, und ich habe dir eine Antwort gegeben. Das ist alles.«

Marion wischte sich wieder die Tränen aus den Augen. »Stimmt, du hast ja recht, aber komisch ist es schon.«

Caro lächelte. »Ich finde es gut, daß du es als komisch ansiehst. Bleib noch eine Weile dabei.«

»Und dann?«

»Abwarten!« flüsterte Caroline und drehte sich wieder um, weil sie nach vorn schauen wollte.

Marion Bates kannte sich in London nicht besonders aus, dafür war sie noch zu jung. Sie wußte nicht, durch welchen Stadtteil sie fuhren, aber hier in dieser Gegend standen die Häuser nicht mehr so dicht wie bei ihr Zuhause.

Es gab größere Lücken zwischen ihnen. Marion sah auch einige Grünflächen und ebenfalls Gebäude, die sicherlich alt waren und unter Denkmalschutz standen.

Caroline hatte von einem Friedhof gesprochen. Auch Friedhöfe waren Marion nicht unbedingt so bekannt, aber sie wußte schon, daß sie zumeist sehr groß waren. Daß dort nicht nur Gräber zu finden waren,

sondern auch Sträucher und Bäume. Manche, vor allem ältere Friedhöfe gleichen schon lichten Wäldern, und sie schaute jetzt des öfteren nach links, um vielleicht das Ziel zu erkennen.

Noch entdeckte sie nichts. Eine breite Straße führte geradeaus Außer ihnen waren noch zahlreiche Fahrer unterwegs, aber es kam zu keinen Staus. Die kalte Wintersonne schien auf London nieder.

Sie sorgte für ein besonderes Licht, in dem die Konturen überall richtig klar und scharf hervortraten.

Weit war es nicht mehr. Das spürte sie. Und als sie wieder einmal nach links schaute, da fiel ihr der Wegweiser auf mit der Beschriftung Cemetary. Es war nicht mehr weit.

Sie zitterte plötzlich. Die Fahrerin bewegte das Taxi ganz auf die linke Seite. Sie setzte bereits den Blinker, weil der Wagen auf eine Kreuzung zufuhr, die frei war, so daß sie schnell in die andere Straße abbiegen konnte.

An ihr lag der Friedhof. Marion entdeckte die hohe Steinmauer, über deren Rand die kahlen Äste der Bäume schauten, als wollten sie mit überlangen skelettierten Fingern die Ruhe der vielen Toten in der Erde beschützen.

Die Zufahrt zum Friedhof war sehr breit und bildete einen halbrunden Platz, an dessen Ende sich der Eingang befand. Ein großes Tor, gehalten von zwei mächtigen Pfosten.

Zwei kleinere Blumenläden und ein Steinmetz hatten in flachen, budenähnlichen Baracken ihre Geschäfte eingerichtet, wobei der Steinmetz einen Teil seiner Ware - Grabsteine unterschiedlicher Größen und Preisklassen - draußen stehen hatte. Das konnte sich der Blumenmann nicht leisten.

Seine Ware wäre erfroren.

Die Fahrerin lenkte ihr Fahrzeug zwischen die beiden Geschäfte und hielt dort an.

»Nimm den Koffer mit«, sagte Caroline zu ihrer Freundin gewandt, als sie sich losschnallte und die Tür aufstieß, wobei die kalte Luft wie eine harte Wand in den Wagen drang. Die Fahrerin bekam nur ein ›Danke‹ zu hören, womit sie sich auch zufrieden gab. Auf eine Bezahlung verzichtete sie, das hatte ihr die dunkelhaarige Caro mit der Haut einer Puppe schon zuvor klargemacht.

Mit einem stoischen Nicken nahm es die Frau zur Kenntnis. Erst als die beiden Fahrgäste den Wagen verlassen hatten, startete sie wieder.

Die Mädchen standen in der Kälte. Niemand ließ sich blicken. Der Friedhof schien ausgestorben zu sein. Möglicherweise war die Erde auch zu hart gefroren, so verzögerten sich die Beerdigungen.

Ein eisiger Schauer umfuhr Marions Körper. Da nutzte es auch nicht viel, wenn sie die viel zu große Strickjacke, die einem Mann namens Sinclair gehörte, fester um den Körper zog. Die Kälte biß sich durch.

Der anderen machte sie nichts aus. Caroline fror nicht. Sie zitterte nicht.

Sie ignorierte die Kälte, und vor ihren Lippen kondensierte auch kein Atem.

Eine Tatsache, die Marion Bates zu diesem Zeitpunkt wieder besonders bewußt wahrnahm. Sie kam damit überhaupt nicht zurecht, aber sie traute sich auch nicht, die neue Freundin danach zu fragen, die sich ganz locker gab, Marion zunickte und dann sagte: »So, meine Liebe, dann wollen wir mal.«

Marion streckte den rechten Arm vor. Sie deutete auf den Eingang, wo die beiden Gitterhälften weit offen standen wie das Maul eines gefräßigen Ungeheuers. »Du möchtest wirklich auf den Friedhof gehen, Caro?«

Die Angesprochene lächelte wieder und schaute Marion dabei an. »Ja, das habe ich dir doch gesagt. Wir werden gehen und mein Grab besuchen…«

Marion Bates fror. Diesmal aber nicht nur wegen der Kälte, sondern auch vor Angst…

***

Mal zu spät ins Büro kommen?

Dieses Privileg nahm ich an diesem Morgen auch für mich in Anspruch. Es lag jedoch nicht an mir, sondern an den Umständen, die eine Folge der Ereignisse der vergangenen Nacht gewesen waren.

Sie endeten am frühen Morgen, wobei dieser Tag mit einer Niederlage begonnen hatte, denn mir war der geheimnisvolle und magische Spiegel gestohlen worden.

So fuhr ich ohne ihn ins Büro und wunderte mich, daß ich um diese Zeit sogar recht gut durchkam.

Ich hatte Suko noch einmal angerufen, aber keine genau Uhrzeit genannt, wann ich eintreffen würde. Er hatte mir noch erklärt, daß Sir James ebenfalls auf meinen Bericht gespannt war. Hoffentlich blieb es nicht nur beim Bericht, allmählich mußten sich die Dinge mal bewegen, denn bisher waren wir nicht am Drücker gewesen, immer nur die andere Seite, zu der ich auch die beiden Mädchen zählte.

Ich war mittlerweile überzeugt davon, daß sie den Spiegel mitgenommen hatten. Mit unbekanntem Ziel verschwunden, hieß es immer. Die beiden waren tatsächlich wie vom Erdboden verschluckt.

Sie hatten sogar den Hausmeister narren können und waren dann in die Kälte hineingegangen, trotz ihrer schon sommerlichen Kleidung.

Bei Caroline konnte ich mir vorstellen, daß ihr die Kälte nichts tat. Aber wie verhielt es sich mit Marion? Sie war ein normales Kind, das auf der Schwelle zur Jugendlichen stand. Sie war nicht aus einer anderen Welt gekommen, wo die Gesetze der Erde unbekannt waren.

Sie würde mehr leiden als die andere.
Ja, die andere!
Wer war sie?
Woher kam sie?
Fragen, die mich beschäftigten, und ich wußte genau, daß ich so leicht keine Antwort finden würde.
Diese junge Person war einfach ein Rätsel, und trotzdem gab es einen Zusammenhang zwischen den beiden Mädchen, sonst hätte Caroline Marion nicht in ihre Welt geholt. Sie hatte ihr damit unter Umständen das Leben gerettet, denn die Killer hätten auf sie bestimmt keine Rücksicht genommen.
Ich war auch nicht davon überzeugt, daß die beiden durch eine Fahndung schnell gefunden werden konnten. Caroline verfolgte eigene Pläne, das stand fest.
Mit dem Lift fuhr ich hoch zu unseren Büros. Im Vorzimmer stand Glenda Perkins und lächelte mich an. »Na, da bist du ja endlich.«
»Habt ihr mich vermißt?«
»Kaum.«
»Und Sir James?«
»Wartet nebenan.«
Ich schielte auf die Kaffeemaschine. Daneben stand eine große Tasse, die ich mit der braunen Brühe füllte. Glenda schaute mir dabei zu. »Wie geht es dir sonst?« fragte sie.
»Es ging schon besser.«
»Sieht man dir an. In der letzten Nacht hast du viel Glück gehabt, wie ich hörte.«
»Da hast du dich nicht verhört. Es ist wirklich knapp hergegangen, aber die Frau habe ich nicht retten können. Du kannst dir vorstellen, daß ich daran noch zu knacken habe.«
Glenda nickte mir zu. Ihr Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck. »Und worum es genau gegangen ist, hast du nicht herausgefunden?«
»Leider nicht, wobei ich hoffe, daß es sich ändern wird.« Ich lächelte ihr noch einmal zu und ging dann auf die Tür zu, hinter der das Büro lag, das sich Suko und ich teilten.
Auf meinem Platz saß Sir James. Suko hockte ihm gegenüber, leicht nach vorn gebeugt, wie jemand, der jeden Moment aufspringen und starten will.
»Guten Morgen, John!«
»Sir?« Ich nickte dem Superintendenten zu und setzte mich auf den Besucherstuhl. Die Tasse hielt ich fest, trank die ersten Schlucke, die mir guttaten, und las in den Gesichtern der beiden Männer die Neugierde. Ich spannte sie auch nicht lange auf die Folter und berichtete zunächst einmal vom Verschwinden des Spiegels, wobei ich auch mit meinen Folgerungen nicht hinter dem Berg hielt.

»Für mich steht fest, daß die Mädchen den Spiegel in einen Koffer gepackt haben und verschwunden sind.«

»Wohin?«

»Wenn ich das wüßte, Sir, ginge es mir besser. Ich weiß es nicht. Ich habe auch keine Ahnung, welches Ziel sie sich hätten aussuchen können. Für mich ist alles irgendwie in einem Schleier verschwunden. Außerdem sehe ich keinen Grund für den Tod der Ellen Bates, falls man so etwas überhaupt sagen kann.«

Sir James rückte seine Brille zurecht. »Diese Frau hat sich aber an Sie gewandt, John. Das ist doch richtig?«

»Ja, das stimmt.«

»Was sollten Sie genau bei ihr tun?«

»Es geht um ihre Tochter Marion. Sie ist das eigentliche Problem gewesen. Ellen Bates kam nicht mehr damit zurecht, daß Marion mit einer Person sprach, die sie nicht sehen konnte.«

»Wer?«

»Beide nicht.«

»Und die Frau ist oder war Psychotherapeutin, wie ich inzwischen erfahren habe.«

»Das entspricht den Tatsachen, Sir.« Ich hob die Schultern und schaute in meine Kaffeetasse. »Nur sind auch diese Menschen hin und wieder überfordert. Dann erreichen sie Grenzen, die sie nicht überspringen können. Jedenfalls kam Mrs. Bates mit dem Verhalten ihrer Tochter nicht mehr zurecht. Sie hat ihre Grenzen erkannt und suchte eine Hilfe. Die wollte sie in mir finden.«

»Sie gingen gestern abend zu ihr.«

»So ist es.«

»Was geschah genau?«

Ich feuchtete meinen Mund wieder mit Kaffee an, bevor ich Sir James erklärte, war mir passiert war. Er und auch Suko erfuhren so, daß sich Ellen Bates nichts eingebildet hatte, denn ich war dabeigewesen, als Caroline aus dem Spiegel stieg.

»Und Sie haben dieses Kind nicht zurückhalten können, John?«

»Nein, das ist mir leider nicht gelungen. Ich habe mich darüber geärgert, aber ich mußte es hinnehmen. Es ging alles sehr schnell. Natürlich wissen wir, daß dieser Spiegel nicht nur einfach ein Spiegel ist, sondern wieder einmal eines der berühmten Tore in eine andere Welt oder Dimension.«

»Hat Sie ihn nicht von ihrem Vater geschenkt bekommen?« fragte Suko dazwischen.

»Ja, von Tillman Bates.«

»Auf ihn kommen wir später noch zu sprechen«, sagte Sir James. »Bleiben wir bei Ihnen, John. Wie ging es weiter?«

Ich gab einen Bericht ab, den ich schon dem Leiter der

Mordkommission hatte zukommen lassen.

Ich spürte, wie sehr ich mich wieder aufregte, denn noch immer gab ich mir einen Teil der Schuld am Mord dieser Frau. Ich war einfach zu spät erschienen, und dabei war es tatsächlich nur um eine Minute oder noch weniger gegangen.

Sir James nickte. »Daraus ist zu folgern, daß es den Männern um den Spiegel ging, und auch darum, daß sie keine Spuren hinterlassen wollten. Ich bin ebenfalls mit Ihnen der Meinung, daß sie auch Marion Bates umgebracht hätten, aber ich glaube nicht daran, daß sie aus eigenem Antrieb gehandelt haben. Die sind geschickt worden. Das steht für mich fest.«

Er sah, wie Suko und ich nickten. Die nächste Frage lag auf der Hand. »Wer hat sie geschickt?«

Der Superintendent schaute Suko an. »Wenn wir das wissen, sind wir der Lösung einen großen Schritt näher.«

»Ist der Tote denn mittlerweile identifiziert worden?« erkundigte ich mich.

»Nein, leider nicht. Wir wissen nur, daß er ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt ist. Jedenfalls ist er nicht im Raster unserer Fahndung hängengeblieben.«

»Das Nummernschild des Fluchtfahrzeugs habe ich ebenfalls nicht erkannt«, gab ich zu. »Nicht mal die Marke des Autos ist mir aufgefallen. Es war zu dunkel.«

»Eine Niederlage!« stellte Sir James fest.

Wir konnten nicht widersprechen, aber Sir James war optimistisch. »Wir sollten uns davon nicht unterkriegen lassen. Irgendwie werde ich den Eindruck nicht los - jetzt reagiere ich schon wie Sie, John -, daß hinter diesem Fall mehr steckt, als wir bisher angenommen haben. Das ist wie der berühmte Eisberg, von dem wir nur die Spitze gesehen haben. Was uns die Tiefen noch vorenthalten, darüber können wir nur rätseln. Greifbare Fakten gibt es im Moment wohl nicht, oder?«

Ich hob die Schultern. »Nichts Konkretes, das ist schon richtig. Aber da ist noch dieser Tillman Bates.«

Sir James nickte und sagte: »Genau!«

Ich hatte mich schon über seinen Tonfall gewundert, schaute ihn erstaunt an und bemerkte, daß sich die Augenbrauen über den Brillengläsern zusammenzogen. Kein gutes Zeichen bei einem Mann wie Sir James. Deshalb machte ich mir einen Reim darauf und fragte: »Sie wissen mehr, Sir?«

»Das ist möglich. Ich habe mich zumindest nach diesem Menschen erkundigt.«

»Er ist ein Privatgelehrter, wie ich hörte.«

»Da hat man Ihnen keinen Bären aufgebunden, John. Das ist er tatsächlich. Ich habe meine Beziehungen ein wenig spielen lassen und

erfahren, daß Tillman Bates ein komischer Kauz ist. Er hat mal an einer Universität unterrichtet, dort ist er aber wegen seiner ungewöhnlichen Theorien aufgefallen. Zudem bezeichnete er sich seinen Studenten gegenüber als Mystiker.«

»Ach…«

»Ja, denn er versuchte, die Philosophie und die Historie unter einen Hut zu bringen. Außerdem stand er gewissen Geheimlehren positiv gegenüber.«

»Und welche waren das, Sir?«

Der Superintendent wollte zuerst nicht mit der Sprache herausrücken. Er zierte sich so wie seine Informanten, wie er uns erklärte. Dann erhielten wir doch eine Antwort.

»Satanismus!«

Wir schwiegen beide. Suko preßte für einen Moment die Lippen zusammen, und ich spürte, daß ich erbleichte. Das war natürlich das Schlimmste, was man sich bei einem Menschen vorstellen konnte, denn Satanisten anerkannten kein Gesetz, nur das des Satans, und das wiederum war unbeschreiblich schlimm.

»Ist das bewiesen?« fragte Suko vorsichtig. »Ich meine, man hängt einem Menschen schnell etwas an und…«

Sir James unterbrach ihn durch ein Nicken. »Da haben Sie recht. Deshalb taten sich meine Informanten auch so schwer. Es waren auch mehr Gerüchte, es ist nichts bewiesen, aber in seinen Ausführungen den Studenten und Schülern gegenüber hat Tillman Bates die Existenz des Teufels immer besonders betont. Der Satan war für ihn der Aufhänger, beinahe schon wie ein Hobby. Das Leiden der Welt verknüpfte er mit seiner Existenz, was möglicherweise auch mit seiner Vergangenheit zusammenhing, denn wie ich erfahren konnte, hat dieser Bates einmal in einem Kloster gelebt und ist abtrünnig geworden. Jedenfalls hat man ihn ausgeschlossen. Er heiratete und wurde Privatgelehrter. Das ist im Groben seine Lebensbeschreibung.«

Ich nickte Suko zu. »Sehr wechselhaft, wie ich finde. Oder was denkst du?«

»Ich kann dir nur zustimmen.«

»Welcher Orden war das denn?«

Sir James hob die Schultern. »Das war meinen Informanten nicht bekannt. Aber meine Fäden sind gelegt. Man hat mir versprochen, nachzuforschen, wo sich Tillman Bates aufgehalten hat. Es wird sicherlich noch ehemalige Brüder geben, die mit ihm zusammengelebt haben. Von ihnen könnte man dann Einzelheiten erfahren.«

»Das ist eine Spur«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »Ich wage meine Vermutung gar nicht auszusprechen.«

»Sag es trotzdem.«

»Kann ein Mensch so weit gehen, daß er seine eigene Tochter

umbringen läßt?«

Genau das war das Problem. Die eigene Tochter umbringen, die beinahe noch ein Kind war.

»Du zweifelst auch, John?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte ich. »Vorstellen kann ich es mir nicht, wenn ich einmal von mir ausgehe. Aber denk daran, daß er ein Satanist sein soll. Und wir wissen, wozu diese Personen fähig sind.« Ich hatte bewußt Personen gesagt, denn der Begriff Menschen wollte mir in diesem Fall nicht über die Lippen.

»Gehört haben Sie noch nie von ihm?« fragte Sir James.

»Nein, dieser Name ist uns bisher unbekannt.« Ich stand auf und stellte die Tasse auf den Schreibtisch. »Wenn er ein Privatgelehrter ist, dann wird er auch sein Geld verdienen müssen, um über die Runden zu kommen. Dann wird er Schüler haben, die ihm zuhören. Und diese Schüler, sicherlich Männer und Frauen, werden dafür bezahlen, und sie werden sich an einem bestimmten Ort treffen, um seinen schizophrenen und teuflischen Theorien zuzuhören. Liege ich da richtig?«

»Reden Sie weiter, John!«

»Gut, Sir. Ich frage Sie direkt, ob Sie herausgefunden haben, wo dieser Mensch unterrichtet. Gibt es da eine Schule, ein öffentliches oder ein privates Gebäude, eine alte, entweihte Kirche - so etwas ist ja alles möglich. Mir fällt dazu Tanners Nichte ein, die beinahe ein Opfer dieser Satanisten geworden wäre.«

»Ist alles richtig, John«, erklärte mein Chef. »Nur weiß ich noch nichts Konkretes, aber unsere Nachforschungen laufen. Ich denke, daß wir im Laufe der nächsten halben Stunde Bescheid bekommen.« Er drückte seine rechte Hand auf die Platte meines Schreibtischs und stemmte sich in die Höhe. »Ich werde zurück in mein Büro gehen. Warten Sie hier. Wir werden ihn kriegen, denn ein Mensch wie er kann sich nicht so verstecken, daß es nicht auffällt.«

»Das denke ich auch.«

Sir James verließ das Büro. Ich setzte mich wieder an meinen Platz und schaute Suko über den Schreibtisch hinweg an. »Sieht nicht gut aus, finde ich.«

Er war nicht so pessimistisch. »Wir hatten schon mal weniger Anhaltspunkte.«

»Das stimmt. Nur denke ich weniger an die Fakten als an die Folgen.«

»Die beiden Mädchen.«

»Ja. Zum einen die Tochter eines Satanisten und zum anderen eine Person, die sich bisher in einer anderen Dimension aufgehalten hat und wahrscheinlich mit dieser Marion Bates seelenverwandt ist.«

»Nur zu ihr?«

»Wie meinst du das?«

»Sie könnte doch auch zu Tillman Bates eine gewisse Beziehung haben. Wer kann schon sagen, wie weit seine Forschungen gediehen sind. Welche Macht ihm der Satan gegeben hat, falls das alles auf diesen Mann zutrifft.«

»Dann muß Caroline ihn hassen.«

»Kann sein.«

»Hätte sie Marion sonst geholfen?«

»Nein«, sagte ich.

»Weißt du, daß ich schon daran gedacht habe, Lady Sarah einzuschalten?«

Ich grinste schief. »Du wirst dich wundern, das ist mir auch durch den Kopf gegangen.«

»Wenn jemand über seltsame Typen Bescheid weiß, dann sie.«

»Warte erst mal ab. Ich möchte nicht, daß sie zu neugierig wird und auch anfängt, in diesem Fall herumzustochern. Da kann sie noch so alt werden, sie nimmt keine Vernunft an.«

Glenda Perkins betrat unser Büro. Sie war an diesem Tag ganz in Braun gekleidet. Ein rehbrauner Pullover, ein dunkelbrauner Rock, und auch die Strümpfe schimmerten braun. Natürlich paßten auch die Schuhe dazu. Alles war Ton in Ton.

»Habt ihr etwas erreicht?«

Wir schüttelten die Köpfe.

»Aber ich.«

»Was?«

»Da staunst du, John, wie?« Sie kam näher. Eine Hand hatte sie bisher hinter ihrem Rücken versteckt gehalten. Dann holte sie sie vor. Dünnes Faxpapier flatterte zwischen ihren Fingern. Sie wedelte damit und entzog es mir, als ich zugreifen wollte. »Nicht so schnell, Geisterjäger.«

»Dann sag schon, was los ist.«

»Es ist zwar nicht meine Aufgabe, aber wenn man gewisse Paßworte kennt, kann man auf dem Computer spielen und dringt in Gebiete ein, die sehr interessant sein können.«

»Es lebe der Datenschutz«, stöhnte ich.

»Vergiß ihn in diesem Fall, John. Ich bin ja auch ein wenig informiert worden, und ich habe mich mal um das Vorleben dieser Ellen Bates gekümmert.«

»Der Psychotherapeutin«, sagte ich.

Glenda schüttelte den Kopf. »Das war sie nicht immer. Es gab da eine Zeit, da hat sie einer gewissen Vereinigung angehört. Zwar keiner kriminellen, aber schon einer, die auffiel und von dem Sektenbeauftragten der Regierung als gefährlich eingestuft wurde.«

»Weiter, Glenda.«

»Es gibt nicht mehr viel zu sagen. Ellen Bates gehörte damals einem

Hexenzirkel an. Wahrscheinlich hat sie durch ihn ihren Mann kennengelernt. Da haben sich zwei gesucht und gefunden. Ellen heiratete Tillman, und aus dieser Verbindung ging Marion hervor.«

»Sag nicht, das Hexenkind!«

»Will ich auch nicht.«

»Und weiter?«

»Der Rest ist mir nicht bekannt, aber sie ist deshalb aufgefallen, weil sie zusammen mit anderen eine Kirche stürmte. Die Weiber haben dort gehaust wie früher die Vandalen. Die Polizei hat sich um sie gekümmert und Daten gesammelt.«

Ich schwieg, weil ich zunächst mit meinen Gedanken zurechtkommen mußte. Damit hatte ich nicht rechnen können. Aber es gab keinen Grund, Glendas Worten zu mißtrauen, nur hatte sich Ellen Bates mir gegenüber nicht offenbart.

Warum?

Hatte sie sich nur geschämt, oder hatte sie sich voll und ganz von ihrem Vorleben getrennt?

»Es ist schade, daß wir sie nicht mehr fragen können«, sagte Suko. »Hast du damit gerechnet, John?«

»Nein, das habe ich nicht.«

Glenda legte ihre Theorie offen. »Möglicherweise hat sich bei ihr nach der Geburt des Kindes dieser Wandel vollzogen. Oft reagieren Frauen ja sehr sensibel und geraten auch in eine Krise. Das kann bei ihr der Fall gewesen sein.«

»Ja, durchaus.«

»Damit hätten wir die Existenz dieser Marion Bates geklärt«, sagte Suko, »aber was ist mit Caroline? Woher kommt sie? Was ist sie für ein Kind? In welcher Verbindung steht sie mit der Bates?«

»Wir werden es herausfinden und vor allen Dingen diesen Tillman fragen. Er wird sich ja wohl nicht verkrochen haben. Ein Mann wie er muß zu finden sein.«

Sir James, der meine letzten Worte gehört hatte, weil er sich schon im Vorzimmer befand, sagte:

»Er wird auch für Sie zu finden sein, meine Herren.«

Drei Augenpaare schauten ihn gespannt an. »Wo denn?« fragte Glenda.

»Wir wissen, daß er Privatgelehrter ist. In seiner Unterkunft, die groß genug ist, hält er seine Schulungen ab. Wir haben herausgefunden, wo sich dieses Haus befindet. Er lebt in Pimlico, in der Nähe eines Friedhofs.«

»Friedhof?« fragte Suko.

»Ja.«

»Ist das Zufall?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, Suko. Jedenfalls ist es eine Tatsache,

Gentlemen.«
Ich schabte über mein Kinn und merkte, daß ich mich schlecht rasiert hatte. »Pimlico also. Da bin ich gespannt. Anrufen werden wir den Herrn sicherlich nicht. Am liebsten sind mir immer die Überraschungsbesuche.«

»Ob der andere auch so denkt?« fragte Suko. Er hatte sich bereits von seinem Stuhl erhoben.

»Das ist mir egal.«

Wir waren voll dabei. Die schlechte Nacht hatte ich längst vergessen.

Auch Sir James sah uns an, in welcher Stimmung wir uns befanden. Er sah die Dinge nüchterner.

»Unterschätzen Sie diesen Mann nicht, falls sich der Verdacht bestätigen sollte. Sie wissen selbst, daß Satanisten keine Gnade kennen.«

»Das weiß ich, Sir. Aber uns sollte er auch nicht unterschätzen…«

***

Die beiden Mädchen hatten den Friedhof betreten, und während er für Caroline normal war, konnte Marion nur staunen, denn diese Umgebung kam ihr vor wie ein gewaltiger Eispalast, der zudem noch von einer unnatürlichen Stille umgeben war.

Sie war von dieser Umgebung so stark angetan, daß sie selbst die Kälte vergaß. Friedhofsbesuche hatte sie schon mehrmals gemacht, aber nicht im Winter, nicht bei diesen Temperaturen.

Die Bäume ächzten unter der Last des Eises. Selbst um die Mittagszeit taute es nicht. Die Sonne war zu schwach. In ihrem Licht funkelten die unzähligen Eiskristalle wie wertvolle Diamanten.

Die Bäume rahmten den Hauptweg ein, den die beiden Mädchen entlangschritten. Als hohe Skelette säumten sie den Weg, waren Teil der Eiswelt.

Marion spürte die am Boden festgefrorenen Steine durch die dünnen Sohlen der Schuhe und sie fror.

Trotz der großen Jacke, denn die Beine waren frei, das Gesicht ungeschützt.

Die Mädchen gingen durch diese schweigende Welt. Caroline trug den Koffer mit dem Spiegel in der rechten Hand. Die linke hielt dabei die Hand ihrer Freundin umfaßt, als wollte sie ihr Wärme geben, aber diese Haut war ebenfalls kalt.

Nach einer Weile raffte sich Marion zu einer Frage auf, die sie schon lange beschäftigte. »Warum frierst du nicht, Caro?«

»Ich kann es nicht mehr.«

»Das ist keine Erklärung«, flüsterte Marion mit zitternden Lippen. »Du mußt doch frieren.«

»Nein!«

Marion Bates sah ein, daß es keinen Sinn hatte, weitere Fragen zu diesem Thema zu stellen. Ihre neue Freundin antwortete nur, wenn sie es wollte, und Marion blieb nichts anderes übrig, als ihr zu vertrauen, auch wenn ihr das nicht leichtfiel.

Den Hauptweg schritten sie nicht bis zum Ende durch, sondern bogen nach links ab, in einen schmaleren Weg. Die parkähnliche Landschaft ging hier über in das Gräberfeld.

Unzählige Gräber lagen vor Marion. Sie schauderte zusammen, als sie einen Blick auf die Grabsteine und die zahlreichen Kreuze warf, mit denen die Gräber geschmückt waren. Sie wollte nicht mehr daran denken, was ihr Caroline gesagt hatte und zu welchem Ziel sie unterwegs waren, der Anblick der Totenstätten lenkte sie stark ab.

Eis bedeckte Kreuze und Grabsteine, und Marion kam es so vor, als wären sie noch tiefer eingefroren als Sträucher und Bäume.

Totenstille lag über dem Friedhof. Am Himmel stand die Sonne. Ihr fahler und falscher Glanz wirkte kraftlos. Kein Tier huschte durch das licht gewordene Unterholz. Auf den Gräbern lag das Herbstlaub als eine dichte, fest gefrorene Schicht.

Die beiden Freundinnen passierten ein Wasserbecken. Grünlich schimmerte die dicke Eisschicht darauf. Die Leichenhalle und die kleine Kirche mit dem relativ hohen Turm waren hinter den Bäumen nicht mehr zu sehen.

»Ist es denn noch weit?« Marion konnte kaum sprechen, so sehr fror sie plötzlich.

»Nein, nicht mehr.«

»Und was geschieht jetzt?«

»Warum willst du das wissen?« fragte Caroline.

»Weil ich mich fürchte. Ich mag keine Friedhöfe. Ich habe Angst vor ihnen!«

Caroline mußte lachen. »Angst vor dem Friedhof oder vor den Toten, die dort liegen?«

»Nein, vor dem Friedhof. Die Toten können einem ja nichts mehr tun, denke ich.«

Caroline lächelte wissend und wiegte dabei den Kopf. Aber sie gab keine Antwort, und dies wiederum veranlaßte Marion dazu, über sich und ihre Freundin nachzudenken.

Caro war ganz anders.

Sie war kalt. Vor ihrem Mund stand kein Atem. Ihre Haut sah auch so seltsam aus. Nicht wie die eines Mädchens, sondern eher wie die einer Puppe. Glatt und ohne Falten. Dabei hatte jeder Mensch Falten, auch ein junger, wie Marion wußte.

Nur Caroline hatte keine.

Caro hatte den Blick bemerkt, den ihr Marion zugeworfen hatte. Sie lächelte nur, ansonsten hielt sie sich zurück. Sie wollte keine

Informationen geben.

Der Weg, den die beiden entlanggingen, verengte sich etwas. Im Sommer war er sicherlich so gut wie zugewachsen, doch jetzt, im Winter, wo sich das Gesträuch zu Boden neigte und die Blätter verloren hatte, da wirkte alles etwas lichter und weiter.

Marion hatte sich in ihrem Alter nie mit dem Tod beschäftigt. Jetzt wurde sie ständig damit konfrontiert. Sie sah die Gräber und dachte daran, daß darunter die Menschen lagen, die einmal gelebt hatten.

»Wer bist du nur?« flüsterte Marion. Sie hatte aber mehr zu sich selbst gesprochen, doch Caroline hatte die Worte gehört.

»Eine Freundin…«

»Ach?«

»Eine wirkliche Freundin«, wiederholte Caroline. »Wäre ich nicht gewesen, dann würdest du jetzt nicht hier herumlaufen.«

»Wieso nicht?«

»Laß es.«

»Nein, ich möchte es wissen.«

»Später, Marion, wirklich später. Ich möchte nicht, daß es dir so ergeht wie mir.«

»Wie ist es dir denn ergangen?«

Caro drehte nur den Kopf nach links und schaute Marion aus dunklen Augen an.

Da schwieg das blonde Mädchen, denn es hatte diesen Blick wie einen Befehl wahrgenommen. Marion wußte, daß nichts mehr so werden würde, wie es bisher gewesen war. Sie hatte sich eigentlich schon darauf vorbereiten können, denn der Spiegel in ihrem Zimmer hatte bereits die Wende gebracht. Seit er dort an der Wand hing, war einiges nicht mehr so wie sonst. Zwar war die Einrichtung noch dieselbe geblieben, doch innerhalb dieser Wände hatte sich ein Fluidum ausgebreitet, mit dem Marion nicht zurechtgekommen war.

Okay, sie war auch jetzt noch allein, aber sie hatte sich immer beobachtet gefühlt, als lauerten irgendwelche Wesen im Unsichtbaren oder auch hinter dem Spiegel versteckt.

So war es dann auch gewesen.

Sie hatte Stimmen gehört, Nein, eine Stimme nur, auch wenn sie erst anders darüber gedacht hatte.

Eben Carolines Stimme, und sie war damit nicht zurechtgekommen. Sie hatte es ihrer Mutter erzählt und sich über deren Erschrecken gewundert. Sie schien gewußt zu haben, was sich in dem Spiegel verbarg, ohne darüber sprechen zu wollen.

Und dann war Caroline erschienen. Die geheimnisvolle Stimme hatte plötzlich einen Körper bekommen, der nun neben Marion herging und sich so seltsam benahm. Ungewöhnlich und…

»Da, da ist es…«

Carolines Stimme hatte Marion aus ihren Gedanken gerissen. Sie blieb stehen und schaute zu, wie ihre Freundin den Arm hob und dorthin deutete, wo die Büsche ziemlich dicht standen. Ineinander verkrallt und versiegelt vom Eis, das bis zum Tauwetter Bestand haben würde.

»Dort…« hauchte Marion.

»Ja, komm mit.«

Die blonde Marion fror noch stärker. Selbst das kalte Gestell der Brille störte sie. Es schien auf ihrer Haut zu kleben. Niemand befand sich in ihrer Nähe, sie waren unbeobachtet und konnten ungehindert auf eine Grabstätte zugehen, die wegen der hohen Büsche im Schatten lag.

Es war ein großes Grab. Allerdings etwas ungepflegt. Die Kantsteine waren von Bodendeckern überwuchert. Der innere Umriß des Grabes sah aus, als wäre dunkelbraunes Wasser in Wellen festgefroren, zu einem harten Teppich erstarrt.

An der Kopfseite des Grabs stand eine steinerne Figur.

»Hier bin ich begraben«, sagte Caroline…

***

Marion Bates hätte nicht gedacht, daß sie noch einen weiteren Kältestoß bekommen würde, nach diesen Worten aber war es so. Da trieben plötzlich kleine Eisschollen durch ihrer Körper.

Mehrmals wiederholte sie die Worte in Gedanken, ohne es eigentlich so recht zu wollen.

»Warum schweigst du?«

Marion schwieg weiterhin und zitterte. Sie war noch ein Kind oder fast noch ein Kind, aber in diesem Moment mußte sie etwas verkraften, mit dem auch ein Erwachsener kaum klargekommen wäre.

Das war einfach ungeheuerlich. Caroline, die neben ihr stand, behauptete tatsächlich, daß sie dort begraben war. Das war unmöglich, dann hätte sie nicht neben ihr stehen können.

Marion Bates war etwas aufgefallen, und zwar am Sockel der Figur. Jemand hatte dort etwas eingraviert.

Für Marions Augen war es noch zu weit entfernt. Sie mußte näher an den Grabstein heran, um die Schrift lesen zu können. Nach zwei Schritten schaffte sie es, auch wenn ihre Brillengläser leicht beschlagen waren.

Es stimmte. Es entsprach den Tatsachen, und Marion hörte sich selbst stöhnen. Sie las die Worte, die in den Stein eingraviert waren, mit halblauter Stimme vor.

»Hier liegt Caroline, vierzehn Jahre alt. Gestorben im Namen des Satans…«

Beim letzten Wort schloß Marion die Augen. Sie kannte den Begriff

Satan. Sie wußte, daß der Teufel und er dieselbe Person waren, und sie wußte auch, daß es der Teufel war, der das Schlechte und Böse in die Welt brachte. Das hatte sie in der Schule gehört. Zwar war sie vom Religionsunterricht befreit worden - die Mutter hatte das so gewollt -, aber heimlich war sie schon hingegangen und hatte zugehört, was der Lehrer oder der Pfarrer - beide wechselten sich mit dem Unterricht ab - zu sagen hatten.

Mit ihrer Mutter hatte Marion nie darüber gesprochen, aber sie mußte zugeben, daß es ihr gefallen hatte.

Caroline stand hinter ihr und ließ sie in Ruhe. Marion hatte die Worte gelesen und hob nun den Kopf an, um auch die obere Hälfte des Steins in Augenschein nehmen zu können.

Die Figur - es war eine…

Ja, was war es überhaupt?

Obwohl Marion genau hinschaute, kam sie nicht damit zurecht. Es war weder eine Frau, noch ein Mann, der Körper war geschlechtslos. Vielleicht gab das Gesicht Aufschluß, um wen es sich handelte.

Gesicht? Fratze? Beides…?

Marion trat noch näher heran. Sie wollte es wissen. Die Kälte spürte sie in diesem Moment nicht mehr, denn tatsächlich schoß ein heißer Strom durch ihren Körper, und sie wunderte sich darüber, daß so etwas noch möglich war.

Das Gesicht gehörte keinem Menschen!

In der Kälte und unter Eis schimmerte es grau und auch etwas weiß, doch es war klar, daß diese Figur kein normales Menschengesicht hatte, sondern ein verzerrtes. Die Form erinnerte an ein Dreieck.

Marion hatte nie Bilder vom Teufel gesehen, wie ihn sich die Menschen vorstellten, in diesem Fall allerdings war es das Abbild des Höllenherrschers.

Der dreieckige Kopf. Das breite Maul, das offenstand. Sogar die verdammten Zähne waren angedeutet worden. Sie bildeten ein Gebiß, das aus zahlreichen Stiften bestand.

Die Nase sprang hervor wie ein Knochen. Darüber befanden sich die Augen und die sehr breite Stirn ohne eine einzige Falte. Haare hatte die Figur nicht, es wuchsen ihr auch keine Hörner aus dem Schädel, aber Marion war einfach von den Augen dieser Grabfigur fasziniert. Sie hatte zunächst gedacht, daß sich in sie Eiskristalle hineingedrückt hatten, das konnte nicht stimmen, denn die sahen anders aus.

Lebten sie? Waren sie tot? Sahen sie tatsächlich so gelb aus wie die Augen eines Raubtiers. Brannte der kalte Blick dieser Figur auf ihrem Körper?

Marion Bates war unsicher geworden. Wieder schoß das Gefühl der Angst in ihr hoch. Sie fühlte sich eingeengt, als hätte ihr jemand die Luft genommen. Und sie schrie plötzlich leise auf, als sie die

Berührung auf ihrer rechten Schulter spürte. Die Vorstellung, daß jemand aus dem Grab geklettert war, wollte nicht von ihr weichen, aber es war nur Caroline, die ihre Hand auf die Schulter der Freundin gelegt hatte.

»Komm zurück…«

Marion bewegte ihre Beine automatisch nach hinten. Sie wußte nicht mehr, was sie noch denken sollte. Alles war so fremd geworden, aber auch so unheimlich. Selbst die Nähe der Freundin flößte ihr kein Vertrauen mehr ein.

Auch deshalb nicht, weil sie daran dachte, was ihr Caroline gesagt und was sie letztendlich auch mit den eigenen Augen gelesen hatte.

Sie stand auf einem Grab, in dem jemand liegen sollte, der sich aber neben ihr befand.

Das war furchtbar, da konnte etwas nicht stimmen. Möglicherweise wäre ein Erwachsener schreiend oder voller Panik davongelaufen, nicht so Marion, fast noch ein Kind.

Sie blieb. Sie kam eher damit zurecht. Vielleicht funktionierte ihr seelischer Schutz auch besser.

Wie dem auch sei, sie fiel nicht in Panik, aber sie schaute in das Gesicht der Freundin, in dem sie noch immer keine Falte entdeckte.

»Sag, daß es nicht wahr ist, Caro. Sag, daß du hier nicht begraben liegst.«

»Du hast es selbst gelesen, Marion.«

Sie überlegte einen Moment. »Ja, gelesen«, wiederholte Marion dann. »Das kann noch sein, aber da muß eine andere in der Erde liegen. Oder es ist leer.«

»Aber es ist mein Grab!« hörte Marion ihre unheimliche Freundin sagen.

»Nein!« schrie Marion zurück. »Nein…« Der Schrei war verstummt, nur ein Wimmern drang aus ihrer Kehle. »Ich glaube das nicht. Ich kann es nicht glauben, Caro.«

»Du wirst es erleben.«

»Bitte?«

»Ja, du wirst es bald erleben.«

»Wieso?«

»Warte nur ab.«

Marion Bates wollte protestieren. Dazu kam sie nicht, denn sie schaute zu, wie Caroline ein Stück zur Seite ging und dort stehenblieb, wo sie auch den Koffer hochkant abgestellt hatte. Sie legte ihn jetzt mit dem Deckel nach oben auf den Boden und öffnete ihn.

Der Spiegel lag noch so, wie sie ihn hineingelegt hatten. Nichts hatte sich an ihm verändert. Beide Mädchen schauten auf die dunkle Fläche, die ebenso glatt geblieben war. Nur der helle Goldrahmen mit den Dämonenfratzen sah aus wie die Aura der goldenen Sonne.

»Was willst du jetzt machen, Caro?«
»Gedulde dich noch, Marion.« Caroline griff mit beiden Händen zu und holte den Spiegel hervor.
Sie drehte sich damit, und Marion mußte zur Seite treten, damit die andere an ihr vorbeikonnte.
Mit dem Spiegel in den Händen betrat Caroline ihr eigenes Grab. Vor dem Stein blieb sie stehen.
Dann stellte sie den Spiegel mit seinem unteren Rand auf den Boden und kippte ihn so weit zurück, daß er vom Grabstein gehalten wurde und nicht umfallen konnte. Er stand jetzt in einer schrägen Lage und sah aus wie ein dunkles Auge, das der Sonne entgegenschielte, aber das Licht nicht richtig an ihn herankommen ließ, denn die Fläche erhellte sich nicht.
Marion war vor dem Grab stehengeblieben. Caro hatte ihren Platz neben dem Spiegel nicht verlassen. Sie winkte ihrer Freundin zu und lächelte dabei.
»Komm her!«
»Ich? Wa… warum?«
»Weil ich möchte, daß wie beide mein Grab hier unten gemeinsam besuchen. Nur du und ich…«

***

Das konnte nicht sein. Das war nicht normal. So etwas durfte niemand sagen. Marion wollte es nicht glauben, aber sie wußte auch, daß sie sich nicht verhört hatte.
In ihrem Gesicht zeigte sich ein Ausdruck, als wollte sie anfangen zu weinen. »Ich soll mit dir…?«
»Ja, wir werden in mein Grab gehen.«
Marion deutete auf die Erde. »Das kann nicht sein. Ich kann mich nicht durch den Boden wühlen. Das ist nicht möglich - so etwas. Das liest man nur in Gruselgeschichten.«
»Auch, kleine Marion, auch. Aber oft sind die Grenzen zwischen den Geschichten und der Wirklichkeit fließend. Das solltest du nicht vergessen.«
»Darüber habe ich nie nachgedacht.«
»Es ist aber wichtig.«
»Nein, nein!« Marion schüttelte den Kopf. Sie fing an zu weinen und spürte die Tränen, die wie Perlen aus Eis an ihrer Haut nach unten rannen. »Ich will nicht sterben. Ich will nicht in das Grab. Ich will noch nicht sterben…«
»Deshalb müssen wir ja hineingehen.«
Marion hatte die Antwort zwar verstanden, begreifen konnte sie sie jedoch nicht. Darin sah sie keine Logik. Wieso sollte man in ein Grab steigen, um dort gerettet zu werden? Gräber waren für Tote gemacht

worden, nicht für Lebende. Das wußte sie auch in ihrem Alter.

»Ich habe Angst, Caro!«

Das dunkelhaarige Mädchen schaute sich Marion an. Sie sah aus wie ein Häufchen Elend. Sie weinte noch immer. Die Haut zuckte, und die Mundwinkel vibrierten. »Auch wenn es schwer oder überhaupt nicht zu begreifen ist, Marion, aber du solltest mir vertrauen. Du hast mir bisher vertraut und bist damit gut gefahren. Und das sollten wir auf jeden Fall wiederholen. Ich bin im richtigen Augenblick erschienen, um dich zu retten, sonst wärst du verloren gewesen.«

»Wie soll ich dir das alles glauben?« schrie Marion in die Kälte hinein. »Wie denn?«

»Habe ich dich bisher schon einmal enttäuscht?«

»Nein, das nicht, aber du bist, ich - ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Aber du bist nicht zu erklären, Caro. Du sagst mir, daß du hier begraben bist. Tatsächlich aber stehst du vor mir. Das ist doch irre und blöd…«

»Nein, es ist wichtig. - Jetzt komm. Ich möchte nicht, daß du zu einem Opfer wirst und dein Leben verlierst.«

Marion zweifelte. Im Prinzip hatte Caroline ja recht. Es war ihr bisher gut gegangen, auch wenn sie mit der Person selbst überhaupt nicht zurechtkam.

»Nun?«

Es schien, als hätte Marion auf dieses eine Wort nur gewartet, denn danach setzte sie sich in Bewegung. Die Kälte hatte auch bei ihr Spuren hinterlassen. Sie fühlte sich steif und kalt, als wäre sie ebenfalls schon gestorben und zu einer Toten geworden.

Caroline lächelte sie vertrauensvoll an und streckte ihr beide Hände entgegen. »Es wird sehr wichtig für uns beide werden, was nun geschieht«, erklärte sie und faßte die Hände an.

Marion nickte nur und schluckte. Sie wurde auch weiterhin an den Händen gehalten und ließ es zu, daß Caroline sich drehte und sie dabei mitzog.

Ihr Ziel war der Spiegel, vor dem sie jetzt standen. Beide schauten hinein, und plötzlich machte Marion eine Entdeckung, die ihr bisher nicht untergekommen war, obwohl der Spiegel lange genug in ihrem Zimmer gehangen hatte.

Sie konnte sich selbst nicht mehr sehen. Die Fläche gab kein Bild wider. Sie hatte sich verändert und war zu etwas anderem geworden.

Marion fürchtete sich davor, aber Caroline hielt sie fest. Ihre kalten Finger hatten sich um Marions Handgelenke gedreht, und zusammen mit ihr ging sie auf den Spiegel zu.

Schon nach dem ersten Schritt hätten sie die Schräge berühren müssen, was auch geschah, aber es gab keinen Widerstand, sondern nur einen Sog, der an ihnen zerrte.

Eine nicht erklärbare Kälte kroch an den Beinen der beiden Mädchen hoch, und nur Marion spürte sie.

Das ist die Kälte des Grabs, dachte sie noch, dann war plötzlich auch die Dunkelheit vor ihrem Gesicht, sie war eigentlich überall - und verschlang die beiden…

***

Das Haus von Tillman Bates lag tatsächlich in der Nähe eines Friedhofs, von dem allerdings hinter der hohen Mauer nicht viel zu erkennen war.

Nicht weit von hier entfernt schoben sich die eiskalten Fluten der Themse durch das Flußbett. Es trieben noch keine Eisschollen auf dem Wasser, so war die Schiffahrt nicht behindert.

Im Sommer wäre der Bau von der Straße her kaum zu sehen gewesen. Zu dieser Jahreszeit aber glichen die Bäume eher irgendwelchen kahlen Boten aus einem Totenreich, und durch die großen Lücken waren das Mauerwerk und ein Teil des Dachs zu sehen. Zudem führte eine schmale Stichstraße zum Haus hin.

Um das Schild *Privat* hatten wir uns nicht gekümmert. Durch den froststarren Tunnel aus Bäumen rollten wir unserem Ziel entgegen, wobei am Auspuff des Rover eine helle Abgaswolke hing.

Vor dem Haus hatte die Natur einem Parkplatz weichen müssen. Da standen keine Bäume mehr, nur der harte Rasen wirkte wie ein starrer Teppich, auf dem der Rauhreif als helle Schicht lag.

Ich hatte Ausschau nach dem Lieferwagen der vergangenen Nacht gehalten, leider ohne Erfolg.

Außerdem stand nicht fest, ob er tatsächlich zu Tillman Bates gehörte. Solange wir diesem Mann nichts beweisen konnten, galt er offiziell als unschuldig. Einen unschuldigen Satanisten konnten wir uns allerdings nicht vorstellen.

Besonders hoch war das Haus nicht. Über der ersten Etage begann schon das Dach, aber das Mauerwerk hatte bereits einige Jahrzehnte auf dem Buckel, auch wenn es nicht so aufwendig aussah wie viele andere Häuser aus den Gründerzeiten. Es gab keine Erker, die Fassade war glatt und wurde durch zahlreiche Fenster aufgeteilt.

Angemeldet hatten wir uns nicht. Sollte Bates nicht zu Hause sein, hatten wir eben Pech gehabt, doch dieses Risiko wollten wir eingehen. Risikoreich war es auch, die Stufen der Treppe hochzugehen, denn auf den Steinen schimmerte an verschiedenen Stellen eine grünliche Eisschicht, um die wir einen Bogen machten.

Die Eingangstür bestand aus Holz. Kein Zeichen wies darauf hin, daß der Satanist hier sein Hauptquartier gefunden hatte. Auf einem Metallschild an der Hauswand hatten wir nur den Namen des Mannes gelesen und dessen offiziellen Beruf.

In der Türnische gab es eine Klingel. Der Knopf war etwas in das Mauerwerk eingelassen worden, und ich drückte ihn noch tiefer.

Wir hörten, daß im Haus die Glocke anschlug. Mit einem schrillen und blechern klingenden Geräusch. Das war sicherlich bis zum Dach hinauf zu hören gewesen.

»Jetzt drücken wir uns mal die Daumen«, sagte Suko.

»Das tue ich schon die ganze Zeit über.«

»Dann muß es ja klappen.«

Vom Auge einer Video-Kamera wurden wir nicht beobachtet, jedenfalls hatten wir keines entdeckt, und auch eine Lautsprecheranlage war nicht zu sehen.

Dafür wurde die Tür geöffnet. Allerdings nicht weit, denn nach einer Handspanne wurde sie von einer Kette gehalten, und über den leicht schimmernden Gliedern sahen wir das Gesicht eines Mannes. Leider lag es zu sehr im Dunkel des Eingangsbereichs, als daß wir es hätten genau erkennen können.

»Sie wünschen?«

»Sind Sie Mr. Bates?«

Der Mann nahm sich mit der Antwort Zeit und sagte danach: »Was ist, wenn es so wäre?«

»Dann hätten wir gern mit Ihnen gesprochen.«

»Aber ich nicht mit Ihnen. Ich empfange niemanden, der nicht angemeldet ist. Ich bin Wissenschaftler und Forscher. Meine Zeit ist sehr begrenzt. Wenn Sie mit mir sprechen wollen, dann melden Sie sich bitte vorher an.«

Er wollte die Tür wieder zuschlagen, aber Suko hatte reagiert wie ein lästiger Vertreter und bereits seinen rechten Fuß in den Spalt gestemmt. So prallte die Tür dagegen und blieb offen.

»Was erlauben Sie sich?« bellte der Mann. »Was Sie hier anstellen, ist Hausfriedensbruch.«

»So sehen wir das nicht«, sagte Suko.

»Verschwinden Sie!«

»Wir können sie auch vorladen lassen, Mr. Bates.«

Diese Antwort sorgte dafür, daß der Mann zunächst den Mund hielt, um schließlich lauernd zu fragen: »Soll das bedeuten, daß Sie von der Polizei sind?«

»Ja.« Suko holte seinen Ausweis hervor. »Scotland Yard, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Nein, mir ist gar nichts in dieser Richtung lieb.«

Mein Freund verdrehte die Augen »Lassen Sie uns nun eintreten, Mr. Bates?«

»Moment. Sie können kommen.«

Dieser Augenblick zog sich in die Länge. Im Dunkel hinter der Tür hantierte der Mann, löste die Kette und zog die Tür so weit auf, daß

wir eintreten konnten. Er selbst ging dabei zurück als wollte er sich entfernen.

Bates blieb in der Nähe und schloß die Tür, als wir sein Haus betreten hatten.

Wir stellten uns namentlich vor, Bates nickte nur und schlug vor, in sein Arbeitszimmer zu gehen.

Wir hatten nichts dagegen. So marschierten wir hinter ihm her durch eine ziemlich geräumige, aber wegen der zugezogenen Vorhänge sehr düstere Diele, in der zusätzlich noch dunkle Möbel standen.

Alte Schätzchen, die schon viele Jahre auf dem Buckel hatten und möglicherweise aus der Jugendstilepoche stammten.

An einem Treppenaufgang gingen wir vorbei, und es hatte den Anschein, als wollte uns der Mann in einen Gang oder Flur hineinführen. Sehr bald schon stellte sich heraus, daß es nur mehr eine Nische war, deren Tür gleichzeitig der Eingang zum Arbeitszimmer des Privatgelehrten war. Er ging selbst vor, auf dem schweren Teppich nahezu geräuschlos, und wir befanden uns nun in einem großen Raum, dessen der Tür gegenüberliegende Seite nur aus einem einzigen mit Büchern gefüllten Schrank bestand. Die Werke standen hinter Glas und mußten ziemlich alt sein, wie ich bei einem raschen Blick über die Bücherrücken feststellte.

Es waren längst nicht alle Bücher. Einige waren um den Schreibtisch herum gestapelt, aber es gab einen Weg zu diesem Platz, und der Privatgelehrte nahm hinter seinem Schreibtisch Platz.

Zwei Stühle standen links vom Schreibtisch, wo die Stapel nicht so hoch waren. Wir setzten uns, und ich stellte fest, daß die Sitzfläche für meinen Geschmack zu klein war. Dafür stemmte sich die hohe Lehne wie ein Brett in meinen Rücken.

Auch in diesem Raum hatte der Mann die Helligkeit des Tages ausgesperrt.

Die Fenster befanden sich hinter ihm, aber sie waren ebenfalls hinter dicken Vorhängen verschwunden. Da mußten wir schon dankbar sein, daß er eine Schreibtischleuchte eingeschaltet hatte. Sie sah aus wie ein Pilz mit schwarzer Kappe, die dafür sorgte, daß das Licht nur nach unten fiel. Es verteilte sich auf der mit einer Ledereinlage bedeckten Platte, die mit Papieren übersät war. Tillman Bates war dabeigewesen, einige Bogen zu beschriften, und rechts von ihm lagen aufgeschlagen vier Fachbücher. Ein dunkles Telefon stand ebenfalls auf dem Schreibtisch, ansonsten war von moderner Elektronik keine Spur zu sehen.

Ich überlegte, wie ich den Mann einschätzen sollte. Er erinnerte mich an einen Menschen, der von der Zeit vergessen worden war oder sich gern hatte vergessen lassen, denn sein Gesicht war durch den dunklen Bart beinahe zugewuchert. Das Haar war ebenfalls dunkel, aber nicht

schwarz, sondern mehr bräunlich, vergleichbar mit dem Fell eines Bären.

Haar und Bart wuchsen an den Seiten zusammen. Viel Platz für die Haut war nicht mehr vorhanden.

Sie sah bleich aus. Ein Mensch, der sich lange im Haus aufhielt, bekam eine derartige Hautfarbe.

Ich konnte mir auch vorstellen, daß Tillman Bates zu den Typen gehörte, die das Haus nur ungern verließen. Leute wie er gruben sich zwischen ihren Büchern ein, ohne sich für die Belange der Welt zu interessieren. Da war ihnen oft schon die Nahrungsaufnahme lästig.

Dann gab es da noch die Augen.

Sehr hell, schon kalt. Sie hätten eigentlich braun sein müssen, aber das waren sie nicht mal in den Pupillen. Die beiden Augen starrten uns an, sie fixierten uns, und keiner von uns konnte herausfinden, wie dieser Blick gemeint war.

Der Mann trug eine braune Jacke aus Cord und einen dünnen, schwarzen Pullover darunter. Seine Hose war ebenfalls schwarz. Mir fielen noch die ziemlich langen Finger auf, die allerdings nicht dünn waren, sondern ein wenig fleischig. Auf diesen Fingern wuchsen die Haare dicht, wie ein Fell.

Seine Hände lagen flach auf dem Schreibtisch. Er hatte den Kopf leicht gedreht, um uns optisch unter Kontrolle halten zu können. Dann schickte er uns die erste Frage entgegen. »Was also wollen Sie von mir? Ich kann mich nicht erinnern, jemals mit der Polizei zu tun gehabt zu haben. Ich denke, daß Ihnen ein Irrtum unterlaufen ist.«

»Das wird sich herausstellen«, sagte ich. »Außerdem geht es nicht um Sie, sondern…«

»Dann sind Sie sowieso falsch.«

»Lassen Sie mich ausreden.«

»Bitte!« brummte er.

»Es geht um Ihre Frau Ellen.«

Tillman Bates sagte zunächst nichts. Er rührte sich auch nicht. Selbst der Blick blieb so starr wie immer. »Tut mir leid, Sie irren sich. Ich habe keine Frau!«

»Aber Sie hatten eine«, sagte Suko.

Bates schwieg. Er senkte sogar den Blick, als interessierten ihn seine behaarten Hände jetzt besonders. »Ach, das wissen Sie auch?«

»Ja.«

Er schaute wieder auf. »Sie scheinen sich ja mit meiner Person intensiv beschäftigt zu haben.«

»Nicht mit Ihrer, Mr. Bates.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Es geht um Ihre ehemalige Frau.«

Bates lehnte sich zurück. Er atmete zischend aus, was sich anhörte,

als wäre ihm dieses Gespräch mehr als unangenehm. Wie jemand, der sich schrecklich langweilt, schaute er mit verdrehtem Blick zur Decke. »Hören Sie, das ist lange her. Ich bin geschieden und bezeichne meine Ehe als Geschichte.«

»Die jetzt allerdings neu aufgerollt werden muß!« erklärte der Inspektor.

»Warum?« rief Bates. »Warum, verdammt noch mal, kommen Sie mir mit diesen alten Dingen? Was haben Sie als Scotland-Yard-Männer überhaupt mit meiner Ehe zu tun?«

»Damit nichts.« Diesmal sprach ich wieder. »Aber mit Ihrer Frau Ellen.«

»Dann gehen Sie doch zu ihr.«

»Da war ich.«

»Und?«

»Sie ist tot!«

Sehr langsam hatte ich diese drei Worte ausgesprochen. Jetzt warteten wir gespannt auf seine Reaktion. Auch Bates merkte, daß wir ihn nicht aus den Augen ließen, und er gab sich keine Blöße. Er zuckte nicht zusammen, fing nicht an zu jammern, stellte auch keine Fragen, sondern schlug nur die Augen ein wenig nieder und meinte: »Dabei ist sie noch so jung gewesen. Nicht mal vierzig. Es tut mir leid um Ellen.«

»Mehr sagen Sie nicht?« fragte Suko.

Bates bewegte seinen Mund, als würde er eine Weinprobe schlürfen. Es sah so ordinär aus. »Was soll ich dazu sagen? Ellen und ich sind seit einigen Jahren nicht mehr zusammen. Jeder ist seinen eigenen Weg gegangen, und das war gut so. Wir passen nicht zusammen, wir haben uns auseinandergelebt, aber Sie haben recht, ich könnte noch mehr sagen.« Er schaute uns wieder an und hob auch den rechten Arm in die Höhe. Dann klatschte er mit ebenfalls der rechten Hand auf die Schreibtischplatte und fragte: »Warum kommen zwei Polizisten von Scotland Yard zu mir, um mir mitzuteilen, daß meine geschiedene Frau verstorben ist? Wo soll ich den Haken suchen, meine Herren?«

»Es gibt ihn«, sagte ich.

»Dann rücken Sie schon raus damit!«

»Ihre Frau wurde ermordet!«

Das war wieder so ein Hammer. Bates hätte erschreckt, vielleicht entsetzt sein müssen. Weder das eine noch das andere trat bei ihm ein. Statt dessen nahm er einen Kugelschreiber zwischen die Finger und drehte ihn so, daß die Spitze auf uns wies. »Ermordet, sagen Sie?«

»Erschossen!« präzisierte ich. »Die Kugel traf Ihre ehemalige Frau in die Stirn. Es sieht für einen unbeteiligten Menschen aus wie eine Hinrichtung.«

Bates ließ eine Weile vergehen, bevor er einen nichtssagenden Kommentar abgab. »Nun ja, da kann man wohl nichts machen.« Er

legte den Kugelschreiber wieder auf die Platte zurück und streckte dafür den linken Zeigefinger hoch. »Aber warum sind Sie trotzdem zu mir gekommen? Ich nehme an, daß sie den Mörder suchen. Könnte es sein, daß Sie mich in Verdacht haben?«

»Nein, das nicht.«

»Danke, Mr. Sinclair.«

»Ich weiß, daß Sie nicht der Mörder sind, aber Sie sind für uns trotzdem interessant.«

»Sorry, das begreife ich nicht. Kämen Sie vom Jugendamt, um mir zu erklären, daß sich jemand um meine Tochter kümmern soll, dann hätte ich Ihren Besuch verstanden, so aber begreife ich ihn nicht.«

»Um Ihre Tochter geht es ebenfalls«, sagte Suko.

»Wie schön. Wo ist sie?«

»Das wissen wir nicht.«

Er lächelte kalt. »Dann hat sie ihre Mutter verlassen? Kein Wunder, ich habe es auch nicht bei ihr ausgehalten.«

Die Kälte dieses Mannes erschütterte mich. Vor uns saß ein lebender Eisberg, auch wenn er aussah wie ein Mensch aus Fleisch und Blut. Ich mußte mich zusammenreißen, um die nächsten Worte möglichst neutral klingen zu lassen.

»So wie Sie es möglicherweise sehen, ist es nicht. Ihre Tochter ist auf mysteriöse Weise verschwunden.«

»Jetzt machen Sie mich sogar neugierig.«

»Das soll auch so sein. Sie werden sich noch mehr wundern, denn ich frage Sie, ob Sie Ihrer Tochter Marion den ovalen Spiegel geschenkt haben.«

Der Privatgelehrte regte sich nicht auf. Er sprang nicht in die Höhe, er lief auch nicht rot an. Ziemlich locker blieb er, als hätte ich gar nichts gesagt. »Sie scheinen sehr gut informiert zu sein«, meinte er nach einem Augenblick.

»Stimmt, Mr. Bates. Leider nicht gut genug. Aber ich habe Ihre Frau und Ihre Tochter auch lebend kennengelernt.«

»Moment mal. Sie nennen Marion in einem Atemzug mit Ellen. Wollen Sie damit sagen, daß auch meine Tochter nicht mehr am Leben ist?«

»Nein, das habe ich nicht gemeint.«

»Lebt sie denn?« fragte er lauernd.

»Wir haben sie nicht tot gesehen«, erwiderte Suko. »Nur hat mein Kollege über den Spiegel gesprochen, den Sie Ihrer Tochter geschenkt haben. Uns würde interessieren, woher Sie ihn haben, denn er sieht außergewöhnlich aus. Nicht nur seine ovale Form und der Blattgoldrahmen mit den Dämonenfratzen an der Seite, noch interessanter ist seine Fläche, die nicht sehr viel mit den üblichen Spiegelflächen gemein hat, haben wir empfunden. Sie ist dunkler

und…«

»Reden Sie nicht!« fuhr der Mann Suko in die Parade. »Was haben Sie mit dem Spiegel zu tun?«

»Noch einmal«, sagte ich, »wir hätten gern gewußt, woher Sie ihn haben, Mr. Bates.«

»Ach!« flüsterte er, »das hätten Sie gern gewußt. Kann ich mir sogar denken. Nur bin ich nicht verpflichtet, Ihnen zu sagen, wo ich den Spiegel erworben habe. Es sei denn, Sie wollen mich verhören, weil ich doch unter Mordverdacht stehe.«

»Nicht deswegen«, gab ich zu. »Obwohl wir persönlich davon überzeugt sind, daß Sie indirekt mit dem Tod Ihrer Frau zu tun haben.«

»Wir sind geschieden!« Er schlug zweimal mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Wie oft soll ich Ihnen das noch sagen, verdammt!«

»Regen Sie sich nicht auf«, sagte Suko. »Ist alles okay. Nur noch eins: Sie haben ihre Frau gemocht, wie wir hörten. Sie hatten sie geheiratet, obwohl sie sich damals in Hexenkreisen bewegt hat? Alle Achtung.« Spöttisch sprach Suko weiter. »Aber eine Hexe und ein Satanist passen schließlich zusammen, denken wir uns. Sie ergänzen sich sogar.«

Tillman Bates hatten Sukos Worte voll getroffen. Er verlor seine Ruhe und starrte uns aus großen Augen an. »Verdammt noch mal, was soll das werden, wenn es fertig ist?«

»Es ist schon fertig«, erklärte Suko. »Sie haben eben gehört, daß wir Bescheid wissen.«

»Dann haben Sie hinter mir hergeschnüffelt?«

»Nein, gar nicht. Das herauszufinden, war leicht. Und auch Einzelheiten über Ihre Karriere, die Sie in einem Kloster begonnen haben. Nur hat Sie der Orden nicht mehr gewollt. Die genauen Gründe kennen wir nicht, wahrscheinlich waren Ihre Theorien zu suspekt. Wie dem auch sei, Sie haben die Seiten gewechselt, sind Privatmann geworden und trichtern nun Menschen Ihre satanischen Theorien ein. Das kann uns nicht gefallen. Deshalb sehen wir den Mord an Ihrer Frau in einem völlig anderen Licht, Mr. Bates.«

Er schnappte nach Luft. »Sie sind verrückt!« flüsterte er. »Ja«, er lachte falsch und schrill, »sie sind beide verrückt. Je länger Sie hier hocken, um so deutlicher wird mir das klar. Sie können doch nicht mehr normal sein.«

»Wir sind es aber«, erklärte ich. »Oder wollen Sie abstreiten, daß Sie sich selbst als einen Satanisten bezeichnen?«

»Hören Sie auf! - Jeder kann in diesem Land von sich behaupten, daß er das oder jenes ist. Es ist überhaupt kein Kriterium. Ich habe weder direkt noch indirekt etwas mit dem Tod meiner Frau zu tun. Merken Sie sich das endlich!«

»Weshalb wurde sie umgebracht?«

»Das weiß ich doch nicht, Sinclair!«

»Ich könnte es Ihnen sagen. Ja, ich sage Ihnen, was wir denken. Es ging dem Mörder um den Spiegel. Der dürfte Ihnen ja sehr wohl bekannt sein. Vielleicht wollten Sie einen Fehler ausbügeln und ihn holen lassen. Schließlich ist er etwas Besonderes, das habe ich schon gesehen. Sie wollten damit die letzte Verbindung zu einem Teil Ihrer Vergangenheit lösen. Aber Sie selbst wollten dabei nicht in Erscheinung treten, und so haben Sie willfährige Killer geschickt, die sich um den Spiegel und auch um Ihre Frau kümmerten. Daß Ihre Tochter entkommen konnte, war ein relativ glücklicher Umstand. Ihre Frau hat ebenfalls eine gewisse Vergangenheit hinter sich. Im Gegensatz zu Ihnen hat sie sich davon gelöst. Sie aber praktizieren weiterhin ihren verdammten Satanismus, und wir beide hier wissen, wie gefährlich derartige Spielchen sind. Wer das Tier reizt, kann auch von ihm gefressen werden.«

Bates schaute uns düster an. »Meinen Sie?«

»Ja.«

Er nickte. »Gut, ich gebe zu, daß ich mich mit Grenzgebieten beschäftige. Meinetwegen nennen Sie mich einen Satanisten, aber denken Sie auch daran, über wieviel Macht der Teufel in dieser Welt verfügt. Wenn das Tier von einem Menschen gereizt wird, der es nicht liebt, der wird von ihm gefressen, aber nicht derjenige, der das Tier akzeptiert.«

»Oder ihm dient?« fragte ich.

»Das haben *Sie* gesagt.«

»Ich weiß. Und ich glaube auch, daß wir dem Tier dienen, wie auch immer. Ich will aber noch fair zu Ihnen sein. Mich können Sie mit dem Begriff Teufel nicht schocken. Wir kennen ihn. Wir kennen seine Welt, wir kennen seine Tricks, wie er immer wieder versucht, die Menschen auf seine Seite zu ziehen. Uns sind seine Diener bekannt, aber ich will da nicht in Einzelheiten gehen. Vor Ihnen, Mr. Bates, sitzen keine naiven Laien oder Spaßvögel.«

»Das habe ich auch nie gedacht.«

»Wie schön für Sie. Und wir werden die Untat an Ihrer ehemaligen Frau aufklären, das verspreche ich Ihnen. Wem hat sie damals gedient? Auch dem Teufel? War sie eine Hexe aus dem inneren Kreis, oder ist sie einfach nur so mitgelaufen?«

»Das interessierte mich nicht sehr.«

»Aber es hat sie interessiert. Sonst hätten Sie diese Person nicht geheiratet.«

Tillman Bates lachte. Er hob die Hände und schwenkte sie vor seinem Gesicht auf und ab. »Für mich sind Sie schon nicht mehr existent. Verlassen Sie mein Haus und kommen Sie erst wieder, wenn Sie Beweise gegen mich haben und nicht nur irgendwelche dummen

Vermutungen, die Sie keinen Schritt voranbringen.«

»Das kann man nicht so sagen«, erwiderte ich. »Aber Sie haben recht, wir werden gehen. Es sei denn, Sie entscheiden sich trotzdem noch für eine Mitarbeit.«

Er knetete sein Ohr. »Wie meinen Sie das denn schon wieder? Soll das eine Falle sein?«

»Nein, ein Angebot.«

»Abgelehnt.«

»Nicht so voreilig, es könnte auch für Sie wichtig sein. Hören Sie sich lieber an, was wir Ihnen anzubieten haben.«

Er stimmte nicht zu und lehnte auch nicht ab, deshalb sprach ich weiter. »Es wäre auch wichtig für uns alle, daß wir ein Mädchen namens Caroline finden.«

Auch jetzt sagte der Gelehrte nichts. Er verengte nur die Augen. Für mich ein Beweis, daß er diesen Namen kannte.

»Was sagen Sie dazu, Mr. Bates?« fragte Suko.

»Caroline?«

»Ja, eine Freundin Ihrer Tochter. Ein Mädchen, das nicht als normal angesehen werden darf, denn es kam aus dem Spiegel, den Sie Ihrer Tochter geschenkt haben.«

»Das ist Unsinn! Sie präsentieren hier Dinge, die ins Kino gehören.«

»Bestimmt nicht«, sagte ich. »Aber wie Sie wollen. Sie kennen Caroline nicht. Sie wissen auch nicht, weshalb Ihre Frau getötet wurde. Sie sind völlig ahnungslos.«

»So ist es, Sinclair.«

»Dann darf ich mich bei Ihnen für die Störung entschuldigen, Mr. Bates.« Meine Freundlichkeit irritierte ihn. Er wußte nicht, ob er sie als echt oder als falsch einstufen sollte. Selbst in seinen kalten Augen las ich eine gewisse Unsicherheit.

»Sie wollen gehen?«

»Ja.«

»Das ist gut. Ich rate Ihnen, es bei diesem einmaligen Besuch zu belassen.«

»Sollte das eine Drohung sein?«

Auch Bates drückte sich von seinem Stuhl in die Höhe. »Nein, denn wie käme ich dazu, einem Polizisten zu drohen? Es ist ein Ratschlag gewesen, wie ich es gemeint haben. Nicht mehr.«

»Versprechen können wir leider nichts, Mr. Bates«, sagte Suko. »Wir sind nun mal darauf spezialisiert, dem Teufel ein Bein zu stellen, wann immer sich die Chance bietet. Da man nur schwer an ihn selbst herankommt, halten wir uns natürlich an seine Diener. Es gibt leider immer wieder Menschen, die dumm genug sind, sich auf seine Seite zu stellen, weil sie seinen Versprechungen Glauben schenken. Der gute alte Faust hat schon einsehen müssen, daß die andere Seite stärker ist.

Das gilt auch noch Jahrhunderte später.«

Es war gut, daß Suko den Mann ablenkte. Mir kam auch das Dämmerlicht im Zimmer zupaß. Ich war einige Schritte zur Seite gegangen, so daß ich nicht mehr im Blickfeld des Privatgelehrten stand. Deshalb konnte ich mir die Handbewegung in Richtung Nacken auch erlauben. Dort umfaßte ich die Kette mit zwei Fingern, um das Kreuz ins Freie ziehen zu können. Wenn dieser Mensch tatsächlich ein Satanist war, dann mußte er das Kreuz hassen, dann würde er sich aufregen, wenn ich es ihm offen zeigte. Genau in dieser Sekunde war der Zeitpunkt gekommen, um es freizulegen, denn Bates sagte zu Suko gewandt, wobei er uns beide meinte: »Gehen Sie jetzt endlich!«

Suko drehte sich von ihm weg. Er ging auf die Tür zu und schaute mich über die Schulter hinweg an. Sein knappes Nicken bewies mir, daß er zumindest etwas ahnte.

Das Kreuz hatte ich hervorgenommen, hielt es aber noch in meiner Faust verborgen. So ging ich auf Tillman Bates zu, wobei ich ihm sogar ins Gesicht lächelte, was ihn wiederum verunsicherte, denn er fragte: »Was wollen Sie denn jetzt noch?«

»Mich nur verabschieden«, klärte ich ihn auf. Die rechte Hand streckte ich ihm entgegen, und so lenkte ich ihn von meiner linken ab. Aber plötzlich, er schaute noch immer auf die rechte Hand, öffnete ich die Faust, und in diesem Moment lag das Kreuz nicht nur frei, es befand sich auch in seiner unmittelbaren Nähe…

***

Gerechnet hatte ich mit allen möglichen Reaktionen. Sowohl positiv als auch negativ, aber in den nächsten Sekunden geschah überhaupt nichts. Tillman Bates war einfach zu überrascht, um sich zu rühren. Er stand da und hielt den Blick gesenkt, als hätte ihn jemand gezwungen, das Kreuz anzuschauen. Von seinem Gesicht war durch den Bart nie viel zu sehen gewesen, und jetzt sah ich wegen der neuen Haltung überhaupt nichts. Suko beobachtete ihn aus einer gewissen Distanz, mit einem lockeren Lächeln auf den Lippen.

Ich hielt das Schweigen nicht mehr länger aus und sprach ihn an. »Was sagen Sie, Mr. Bates?«

Nichts sagte er, gar nichts. Dafür atmete er plötzlich und keuchend. Eine Last drückte ihn. Er schwitzte plötzlich, was sicherlich nicht nur an der Wärme im Zimmer lag.

Das Kreuz tat ihm nichts. Friedlich lag es auf meiner Handfläche, umgeben von seinem eigenen Glanz. Es hatte sich seit Jahren nicht verändert. Für mich hatte es auch jetzt noch die gleiche schlichte Schönheit. Ein Indiz des Sieges über das Böse, etwas, das Vertrauen einflößte, zumindest mir und Menschen, die nicht zu anderen Seite zählten wie dieser seltsame Privatgelehrte.

Als Satanist würde er an diesem Anblick zu knacken haben. Da konnte er es sich nicht leisten, das in seiner Nähe zu wissen, was er normalerweise bekämpfte.

Ich hörte ihn atmen und zugleich seufzen. »Nimm - nimm - es weg!« keuchte er. »Nimm das Kreuz weg!« Er schaute nicht mehr hin und drehte seinen Kopf zu Seite, der aber sehr schnell in die Höhe ruckte, so daß er mich anschauen konnte.

Ich wich ihm nicht aus. Sofort sah ich, daß sich die Augen des Mannes und auch deren Umgebung verändert hatten. Sie waren rot angelaufen. Aus den Pupillen war der klare Blick verschwunden. Panik flackerte darin. Das Gefühl, in die Enge getrieben worden zu sein, zeichnete sich in seinen Augen ab und breitete sich auch auf dem Gesicht aus.

Ich hatte ihn genau erwischt, und das war gut so. Wir befanden uns auf der richtigen Spur. Wir würden nicht gehen. Wir würden ihn in die Enge treiben, ihn befragen, ihn durch das Kreuz unter Druck setzen und dafür sorgen, daß er auspackte.

Bates hatte seine Sicherheit verloren. Es bereitete ihm auch Mühe, die richtigen Worte zu finden. Er hätte uns am liebsten umgebracht, diesen Eindruck machte er. Damit aber würde er Probleme bekommen, deshalb versuchte er es verbal: »Weg mit euch! Haut ab! Geht weg!« Er bewegte seine Hände, als wollte er zumindest mich zur Seite wischen.

»Wir bleiben!«

»Neinnnn!« Das Wort glich einem Knurren. »Das ist mein Haus. Ich will euch nicht! Euch nicht und nicht das verdammte Kreuz! Es gehört nicht in mein Haus, versteht ihr? Es gehört nicht hierher! Es ist Gift. Widerliches Gift!«

»Nur für Menschen wie Sie, die dem Kreuz abgeschworen haben und der Hölle zugetan sind. Wir werden nicht gehen, Bates. Wir bleiben, denn wir wollen von Ihnen alles wissen, verstehen Sie? Alles!«

Bates glotzte mich an. Ja, jetzt glotzte er. Und er atmete heftig und röchelnd. Seine Lippen zitterten, und der Mund stand halb offen. Bates ballte die linke Hand zur Faust, als wollte er etwas zerquetschen. Dann schüttelte er den Kopf, ging zurück, wobei ich auf der Hut war und ihm folgte. Ich hielt die Distanz zwischen uns gleich, was er überhaupt nicht vertragen konnte.

Mit einem Sprung zurück brachte er sich aus meiner Reichweite. Damit hatte er selbst mich überrascht. Er schrie wie ein Tier, und noch im Sprung zitterte er.

Ich sah es kommen, und es gab keine Chance mehr, es zu verhindern. Tillman Bates prallte gegen seinen meterlangen Bücherschrank, den ich schon bei unserem Eintritt bewundert hatte. Ich dachte auch an die Glasscheiben, die Bates' Bücher vor Staub schützen sollten. Mit

dem Ellbogen eines angewinkelten Arms zertrümmerte er die Scheibe.
Der Knall und sein wütender Schrei vermischten sich.
Gefährliche Splitter umflogen und verletzten ihn.
Bates blutete. Die Bücher, die jetzt frei lagen, hielten ihn auf. Er stieß sich daran ab und hatte dabei unheimliches Glück, daß ihn ein langer, vorspringender Splitter nicht den Hals aufritzte. Der Kragen hielt dem Splitter stand.
Tillman Bates taumelte nach vorn. Er blutete an der linken Hand und fluchte. Dann ließ er sich in einen Sessel fallen, wobei er auf seine verletzte Hand schaute. Der Anblick des Blutes ließ ihn fluchen wie einen Kutscher.
»Das hätten Sie sich sparen können!« sagte ich.
Er schüttelte nur den Kopf. Um mich kümmerte er sich nicht mehr, statt dessen holte er ein Tuch aus der Tasche, das er um seine verletzte Hand wickelte.
Dabei atmete er schwer. Den Rest des Blutes leckte er ab und schaute mich dabei an, als wollte er mir etwas Besonderes demonstrieren. Als er wieder den Kopf hob, erinnerte er mich mit seinen blutverschmierten Lippen an einen Vampir.
»Können wir jetzt normal reden?« fragte ich.
Der Privatgelehrte gab noch keine Antwort. Er stöhnte nur.
Allmählich wirkte er wieder normal. Seine Augen hatten den üblichen Glanz zurückbekommen, und plötzlich konnte er auch wieder sprechen.
»Damit habt ihr euer Todesurteil unterschrieben!« drohte er uns. »Ihr seid tot, ihr wißt es nur nicht!«
»Womit?« fragte ich nach. »Mit dem Ding da.«
»Er meint dein Kreuz, John.«
»Ich weiß. Unser Freund schafft es nur nicht, den Namen auszusprechen, was mich schon ein wenig wundert.«
»Ich hasse es!«
»Als Satanist!«
»Ja, als einer, der sich auf die andere Seite gestellt hat. Der sie gut kennt.«
»Schön, dann können Sie uns ja davon berichten.«
»Nicht mit dem Ding in der Hand.«
Ich lächelte spöttisch und steckte das Kreuz zurück in meine Tasche. Dort konnte ich es jederzeit wieder rasch hervorholen. Bates beobachtete mich dabei und atmete auf, als er den Anblick nicht mehr ertragen mußte. »Ich muß etwas trinken.«
»Was denn?«
»Whisky.«
»Wo steht er?« fragte Suko. »Sagen Sie es mir, dann hole ich Ihnen einen Drink.«

»Neben dem Schreibtisch an der Wand. In dem kleinen Sideboard finden Sie alles.«

Suko ging hin, während ich in Bates' Nähe blieb und zuschaute, wie er Übungen mit seiner verletzten Hand durchführte. Er krümmte sie, dann streckte er sie aus, ballte sie zur Faust, gab aber keinen Kommentar ab, so daß ich ihn ansprach.

»Sie haben Glück gehabt. Es sind keine Sehnen zerschnitten worden.«

»Das weiß ich.«

»Außerdem hätten Sie sich diese Tortur ersparen können. Es gibt eben Situationen, wo man Kompromisse schließen muß.«

Darauf gab er mir keine Antwort. Dafür griff er nach dem Glas, das Suko zu einem Drittel gefüllt hatte. Die Flasche stellte mein Freund neben den Sessel.

Tillman Bates trank den Whisky. Er kippte jedoch nicht, sondern schlürfte ihn. Dann kaute er ihn wie bei einer Weinprobe. Als er das Glas wieder wegstellte, war es bis auf den letzten Tropfen leer.

»Noch können Sie verschwinden«, sagte er leise. »Es ist die letzte Warnung. Ich will alles vergessen, ich will…«

»Wir bleiben!« erklärte Suko. »Das sind wir Ihrer toten Frau schuldig.«

Der Mann kicherte. »Glauben Sie noch immer, daß ich sie umgebracht habe, Mister?«

»Nein, aber Sie sind auch nicht unschuldig an ihrem Tod. Das steht auch fest.«

»Warum?«

»Wo befindet sich der Spiegel?«

Suko hatte mit dieser Frage ins Schwarze getroffen, denn Bates ballte die unverletzte Hand zur Faust. »Ich habe ihn nicht.«

»Wer kann ihn denn haben?«

»Was weiß ich!«

»Caroline?«

Bates schwieg. Er schaute auf seine Beine. Der Name sagte ihm etwas, das stand für mich fest, und deshalb fragte ich nach. »Wer ist Caroline, Mr. Bates? Woher kennen Sie diese Person? Sagen Sie es uns! Wer ist dieses Mädchen? Und in welch einem Verhältnis steht es zu Ihrer Tochter?«

»Ich kenne sie kaum.«

»Das glauben wir Ihnen nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Sie hat mit dem Spiegel zu tun. Sie ist aus ihm hervorgeklettert, und Sie haben Ihrer Tochter Marion den Spiegel geschenkt. Also muß es zwischen ihm und Caroline eine Verbindung geben.«

Er kaute, ohne etwas zu essen. Dann zog er die Lippen zusammen und hinterließ schmatzende Geräusche. »Ich bin ein Satanist«, sagte

er. »Ich habe den Weg gefunden...«
»Den Weg zu ihm.«
»Zum Teufel?«
»Ja...«
»Wo und wie?«
Bates wischte Wasser aus seinen Augen. »Man muß nur richtig suchen, dann kann man ihn auch finden, und ich habe es getan. Das ist alles. Es war ganz einfach.«
»Für uns nicht.«
Der Mann starrte uns an. Seine Mundwinkel zuckten, als wollte er uns spöttisch anlächeln. »Sie sind zäh wie Leim - oder?«
»Manchmal.«
»Wollen Sie was von Caroline sehen?«
»Gern.«
»Dann kommen Sie mit.« Er stand auf, und seine Gestalt geriet dabei in leichte Schwankungen, aber auf der Rückenlehne des Sessels fand er einen Halt.
Das Taschentuch an seiner Hand hatte als Verband ausgedient, und er sprach davon, den Verband wechseln zu wollen und es mit Pflastern zu versuchen.
Wir hatten nichts dagegen, wollten nur wissen, wo sich beides befand. Natürlich im Bad, aber dort wollten wir ihn nicht allein hingehen lassen. Bates grinste, als er sah, daß wir uns auf seine Fährte gesetzt hatten. »Keine Angst, ich werde schon nicht flüchten, meine Herren. Ich fühle mich recht wohl.« Er hob seine verletzte Hand. »Und so etwas bringt mich nicht um. Das macht mich hart.« Er grinste und zeigte dabei seine Zähne.
Wir ließen ihn vorgehen. In der großen Diele hinter der Eingangstür hatte sich nichts verändert. Ich war auf der Hut gewesen in den letzten Sekunden, weil ich immer wieder an die beiden Männer dachte, die im Haus der Ellen Bates entkommen waren. Sie waren nur ausführende Organe, und ich konnte mir gut vorstellen, daß der Privatgelehrte sie engagiert hatte, um ihn auch zu beschützen.
Nichts wies auf sie hin. Das Bad lag in der ersten Etage. Völlig normal ging Tillman Bates vor uns her; er schaute weder zu den Seiten, noch zurück.
In der ersten Etage war es etwas heller, weil nicht alle Fenster verdeckt waren.
Während Bates die Tür zum Bad öffnete, schaute ich aus dem Fenster nach draußen. Der Garten hinter dem. Haus sah ziemlich verwildert aus und machte zu dieser Jahreszeit einen kahlen und traurigen Eindruck. Suko war mit Bates im Bad verschwunden. Die Tür allerdings stand offen. Ich warf einen Blick in den viereckigen Raum, der mit gelblichen Kacheln gefliest war.

Suko half dem Satanisten, sich den Verband anzulegen. Die Finger blieben frei, er brauchte ihn nur um das Handgelenk zu wickeln und ihn straff zu ziehen.

Mir kam die gesamte Szene etwas suspekt vor. Wir waren gekommen, um einen Satanisten zu stellen, und jetzt waren wir ihm dabei behilflich, einen Verband anzulegen.

Welche Gedanken ihn beschäftigten, blieb uns verborgen. Das Gesicht des Mannes blieb ausdruckslos, ein düsteres Abbild, was auch an seinem Bart lag. Auf Bildern des Mittelalters sahen die Figuren der Heiligen oft so aus wie er, immer ein wenig leidend. Das aber täuschte bei Tillman Bates stark, denn er war das glatte Gegenteil eines Heiligen. Seine Gedanken drehten sich um Mord, Totschlag, um grauenvolle Dinge, die dem Höllenherrscher Spaß bereiteten.

Als hätte er meine Gedanken erraten, drehte Bates plötzlich den Kopf und schaute mich prüfend an.

Der Mund verzog sich bei ihm zu einem kalten Lächeln, das mir überhaupt nicht gefiel. Nicht nur, weil er lächelte, es ging auch um den Ausdruck seiner Lippen. Durch den Speichel schimmerten sie wie feuchte Schläuche.

»Danke!« sagte er.

»Schon gut.«

»Es gibt Menschen, die die Schlange an ihrem Busen nähren!« erklärte Bates und kicherte. »Ihr beide seid wirklich außergewöhnlich. Schade, daß ihr auf der anderen Seite steht, aber was nicht ist, kann ja noch werden. Der Teufel hat schon viele Menschen überzeugen können, mich eingeschlossen.«

»Und jetzt zu Caroline?« fragte ich.

Da ich auf der Türschwelle stand, kam er nicht an mir vorbei. Er schaute mich an und nickte. »Ja, zu Caroline.«

»Wo?«

»Wir müssen hinausgehen, das sagte ich doch schon. Und dabei ist es geblieben. Bestehen Sie eigentlich nur aus Mißtrauen, Sinclair?«

»Bei gewissen Leuten schon.«

»Kommen Sie. Noch ist alles ganz harmlos.« Er nickte. »Das müssen Sie mir glauben. Es wird nichts passieren, Sie werden nur einen Großteil Ihrer Neugierde befriedigt bekommen.«

»Darauf freuen wir uns.« Ich trat zur Seite, damit er mich passieren konnte.

Wir gingen den Weg zurück. Suko sprach ebensowenig wie ich, aber wir waren nach wie vor auf der Hut. In diesem großen Haus rührte sich ansonsten nichts, und wir gelangten an die Außentür, wo Bates für einen Moment stehenblieb. Er wollte uns etwas erklären und sagte: »Hinter dem Haus befindet sich ein Garten, der nicht eben gepflegt aussieht, aber dort werden wir hingehen.«

»Und Caroline finden?«

Er grinste mich an. »Lassen Sie sich überraschen.« Bevor er die Tür öffnete, holte er aus seiner Brusttasche eine Sonnenbrille hervor. Er setzte sie auf und erklärte uns, daß er das helle Licht nicht vertrug. »Jeder hat eben seine Defizite, meine Herren.« Dann öffnete er die Tür.

Es war tatsächlich hell geworden. Die Sonne stand nur halbhoch und verlieh der Welt einen winterlichen Glanz. Da wirkten selbst die kahlen Bäume festlicher, und an einigen Stellen taute die Kraft der Sonne bereits das Eis aus dem Geäst. Eiswasser tropfte zu Boden.

Wir hielten uns auf einem schmalen Pfad, der an die Rückseite des Hauses führte. Er war mit hartem Gras bewachsen. In seiner Nähe ragten sperrige Büsche aus dem Boden, deren Arme uns streiften.

Hinter dem Haus verdichtete sich mein erster Findruck, den ich bei dem Blick aus dem Fenster wahrgenommen hatte.

Der Garten verdiente den Namen nicht. Was sich hier ausbreitete, war ein regelrechter Dschungel, denn Bates hatte alles wachsen lassen; nirgends hatte er als Gärtner eingegriffen. Kleine Stauden oder Bodendecker verkümmerten und gingen ein. Die großen erdrückten sie.

Wir gingen dorthin, wo Schatten den Garten beherrschte, und blieben in der Nähe eines noch dunkleren Flecks stehen, der sich letztendlich als kantiger Stein hervorkristallisierte.

Er war größer als ein Grenzstein. Zudem dunkel und breit. Ein Name war in ihn eingemeißelt worden, doch die einzelnen Buchstaben waren nicht genau zu erkennen. Als ich mich vorbeugte, sprach mich Bates an.

»Sparen sie sich die Mühe, Sinclair. Ich sage Ihnen schon, wer hier liegt.«

»Das brauchen Sie nicht. Caroline nehme ich an.«

»Ja, Caroline, Mr. Sinclair. Meine Tochter…«

***

Wir drei bildeten eine kleine Reihe, wobei sich der Privatgelehrte in der Mitte zwischen uns beiden aufhielt. Wir wußten jetzt Bescheid, und es war für uns beide nicht mal eine große Überraschung gewesen, aber in dieser Atmosphäre und mit dem Wissen, über das wir inzwischen verfügten, kam es uns doch unheimlich vor.

»Warum sagen Sie nichts?«

»Es wundert uns, daß Sie noch eine zweite Tochter haben.«

»Ist das so unnatürlich, Suko?«

»Nein, aber in Ihrem Fall schon, denn Caroline scheint wohl nicht tot zu sein. Wie sonst hätte sie dann aus dem Spiegel klettern und Ihre andere Tochter zu sich holen können.«

»Sie gestatten, daß ich mir dazu meine eigenen Gedanken mache. Aber Sie haben irgendwo schon recht. Dies hier ist nicht ihr eigentliches Grab, sondern eine Gedenkstätte.«

»Für sie?«

»Ja.«

»Warum?«

»Es ist ein besonderer Platz für mich, Suko, denn hier ist es passiert.«

»Und was?«

Er atmete schnaufend. »Das will ich Ihnen erklären, meine Herren.« Der Privatgelehrte streckte den gesunden Arm aus und zeigte auf den Stein. »Ich habe ihn setzen lassen, um mich daran zu erinnern, daß ich hier den Graben übersprungen habe.«

»Reden Sie in Vergleichen?« wollte ich wissen.

»Ja - noch.«

»Dann kommen Sie zur Sache.«

»Nicht so eilig, meine Herren, wir haben Zeit.« Bates fühlte sich plötzlich wohl. »Sie haben mich als einen Satanisten bezeichnet, und ich habe Ihnen nicht widersprochen. Auch jetzt sage ich Ihnen, daß ich ein Satanist bin. Ich liebe den Teufel, ich bin ihm zugetan. Das, was Sie das Böse nennen, ist für mich einfach faszinierend, weil ich glaube, daß nur das Böse die Welt zusammenhält. Ich habe auch die andere Seite kennengelernt, zu der Sie gehören, aber ich habe erfahren, daß ich damit nicht gewinnen kann. Deshalb habe ich den Orden verlassen und bin zu einem Privatmann geworden. Ich suchte den Satan, ich fand ihn, und er war bereit, mich aufzunehmen.«

»Was taten Sie?« fragte ich.

»Er verlangte eine Prüfung.«

»Und?«

»Ich habe ihm gehorcht.« Bates kicherte los. »Ich habe ihm tatsächlich gehorcht, denn ich brachte meine Tochter Caroline hierher in den Garten und opferte sie dem Teufel…«

***

Diesmal hatte er uns überrascht, wenn auch nicht völlig, denn etwas Ähnliches hatten wir uns denken können. Aber wir waren normale Menschen, und wir hätten um alles in der Welt nicht so etwas getan wie dieser Satanist.

Die eigene Tochter geopfert.

»Ist das wahr?« fragte Suko.

»Warum sollte ich lügen?«

Scheiße auch, dachte ich. Da steht neben dir ein Tochtermörder, spricht normal über die Tat, und du bleibst dabei auch noch so verdammt ruhig, anstatt dieser zweibeinigen Bestie an die Kehle zu springen und sie mit deinen eigenen Händen zu erwürgen.

Die Gedanken daran hatten bei mir Adrenalinstöße ausgelöst. Ich merkte, wie mein Gesicht eine rote Farbe bekam und ich trotz der Kälte anfing zu schwitzen.

»Nein, das kann nicht wahr sein!« murmelte ich statt dessen. »Irgend etwas stimmt da nicht, denn wir haben Ihre Tochter gesehen. Sie ist aus dem Spiegel gestiegen und hat ihre andere Tochter zu sich in ihre Welt geholt, um sie in Sicherheit zu bringen. Zwei Töchter haben Sie, Mr. Bates. Von *einer* Frau, oder sind Sie…«

»Nein, ich bin oder war nicht. Caroline ist etwas älter als Marion. Ich befand mich offiziell noch hinter Klostermauern, als ich sie zeugte und gab sie in die Obhut von Nonnen; später nahm ich sie mit zu mir, als ich mich entschlossen hatte, auf die andere Seite zu wechseln.«

»Wußte Ihre Frau davon?«

»Ich hatte es ihr gesagt.«

»Und wo lebte Caroline?«

»Sie war schon tot, als ich meine Frau heiratete. Ich hatte mich damals bereits entschlossen, den linken Pfad einzuschlagen. Sie war mein Geschenk an den Satan. Und er hat sie gern hingenommen, das kann ich Ihnen sagen.«

»Wir glauben Ihnen sogar, Mr. Bates«, flüsterte ich. »Aber da gab es noch den Spiegel.«

»Es gibt ihn«, widersprach er.

»Eben!«

»Uns würde natürlich interessieren, was es damit auf sich hat, denn ein normaler Spiegel ist er nicht, das wissen Sie, und das wissen auch wir.«

»So ist es.«

»Was ist er?« fragte Suko.

»Er ist ein Weg!« erklärte der Satanist. »Er ist ein Weg zu ihm der Weg in die Hölle. Der Weg zu den Toten…«

»Zu Caroline«, sagte ich.

»Auch zu ihr.«

»Wobei ich mich nur frage, ob sie tatsächlich tot ist. Haben Sie ihre Tochter umgebracht?«

Er schaute mich an und lächelte dabei. »Was wollen Sie denn hören, Sinclair?«

»Die Wahrheit, verdammt!«

»Ich… habe sie geopfert… Ich habe meine Tochter dem Satan an dieser Stelle hier geopfert und später für sie sogar ein Grab geschaffen.«

Mir rann es nach diesen offenen Worten kalt den Rücken hinunter. »Wo befindet sich das Grab?«

»Nicht weit von hier. Oder haben Sie den Friedhof gegenüber nicht gesehen, als Sie herkamen?«

»Doch, das haben wir.«
»Dort habe ich sie offiziell begraben lassen.« Er grinste bissig. »Nur befindet sich auf ihrem Grab kein Kreuz, was Sie sicherlich verstehen werden.«
»Nur zur Not.«
»Das ist alles«, sagte er locker und hob die Schultern. »Wollen Sie mich jetzt verhaften? Haben Sie Beweise für alles?«
»Die werden wir uns holen.«
»Wo, Sinclair?«
»Vielleicht am Grab Ihrer Tochter. Und wenn es sein muß, selbst in der Hölle.«
»Darauf wartet der Satan.«
»Bestimmt auf mich.«
Bates schaute mich mit einem seltsamen Blick an. Sicherlich überlegte er, was es zu bedeuten hatte, aber ich gab ihm keine genaue Erklärung. Wir wußten etwas, aber wir wußten nicht genug, denn ich ging davon aus, daß er mir noch einiges verschwieg, und eine sehr große Rolle spielte in diesem Fall der Spiegel. Auf ihn kam ich wieder zu sprechen, und es störte mich auch nicht, daß wir in der Kälte standen.
»Warum haben Sie Ihrer zweiten Tochter den Spiegel geschenkt? Warum taten Sie es? Wollten sie Marion auch opfern?«
In seinen Augen funkelte der Spott, als er die Antwort gab. »Nein, das hatte ich nicht vor. Der Spiegel reichte. Ich wollte sehen, ob Marion unter Carolines Einfluß geriet. Ich wollte ihn testen, denn er stellte für mich noch immer den Weg zu IHM dar.«
»Dann werden wir ihn finden. Sie haben zwar Ihre Leute losgeschickt, aber der Spiegel war schon fort. Dafür mußte Ihre Frau sterben. Was mit Marion geschehen wäre, darüber will ich nicht mal nachdenken, aber eines ist sicher, Mr. Bates. Sie werden uns so leicht nicht los, das kann ich Ihnen versprechen.«
»Es macht mir nichts. Nur weiß ich nicht, aus welchen Gründen Sie mich festhalten wollen. Ich glaube nicht, daß die Gründe ausreichen, um mich in Haft zu nehmen.«
»Davon hat keiner gesprochen.«
»Ach. Weshalb sind Sie dann gekommen?«
»Weil wir Ihnen auf eine andere Art und Weise das Handwerk legen wollen.«
»Versuchen Sie es.«
»Vielleicht sogar durch das Kreuz!«
Bates zuckte zusammen, aber er enthielt sich eines Kommentars. Lächelnd schaute er auf die Opferstelle. »Sie wissen nicht mehr weiter«, erklärte er uns, »das fühle ich. Sie sind an einem toten Punkt angelangt. Für Sie ist es nicht zu begreifen, was da geschehen ist. Sie

versuchen mit ihrem kleinen Geist Türen zu öffnen, die Ihnen verschlossen bleiben müssen. Ohne meine Hilfe kommen Sie nicht weiter. Sie wollen den Spiegel, aber Sie wissen nicht, welchen Weg Sie gehen müssen, um ihn zu finden. Das frustriert Sie, ich weiß es, aber mich läßt es hoffen und lächeln. Ich werde zusehen, wie Sie daran verzweifeln. Ihr Kreuz wird Ihnen nichts nutzen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Das ist Ihre Meinung, Bates.«

»Und was sagen Sie dazu?« fragte er, wobei er noch glucksend lachte.

»Nicht viel. Wir gehen wieder ins Haus!«

»Sehr schön, das hatte ich auch vorschlagen wollen…«

***

»Caro? Bist du da?«

»Ja, ich bin hier.«

»Aber ich sehe dich nicht.«

»Warte, ich komme gleich…«

Marion wartete auf die Freundin. Sie fürchtete sich. Die Dunkelheit um sie herum war einfach zu schlimm, und sie spürte wieder, wie Caroline ihre Hand streichelte, das beruhigte sie ein wenig und schickte auch die Tränen zurück, die ihr gekommen waren.

»Wo sind wir hier?«

»Du würdest es nicht begreifen, Marion.«

»Doch, bitte. Sag es.«

»In einer anderen Welt.«

Damit war Marion nicht zufrieden. Zwar fürchtete sie sich vor ihrer nächsten Frage, sie stellte sie trotzdem. »Sind wir vielleicht bei den Toten, Caro?«

»Nein, das nicht. Das bestimmt nicht. Wir schweben zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, und wir müssen den Weg durchwandern, um alles wieder gut werden zu lassen.«

»Aber ich will zurück.« Marion zitterte vor Furcht. Die Worte waren kaum zu verstehen gewesen.

»Ich begreife das alles nicht. Ich möchte wieder zu meiner Mutter.«

»Nein, das ist nicht möglich, Marion.«

»Doch, doch, doch!« rief sie und wunderte sich, wie sehr ihre Stimme hallte. »Ich glaube es nicht. Meine Mutter wartet. Wir gehen durch den Spiegel zurück und…«

»Deine Mutter ist tot, Marion!«

Stille. Ein Nichts. Dann die nächste Frage, die nur aus einem Wort bestand. »Was?«

»Sie lebt nicht mehr. Man hat sie umgebracht. Ich wollte es dir nicht schon jetzt sagen, aber du hast mir keine andere Wahl gelassen. Dich konnte ich noch retten, aber deine Mutter nicht mehr. Sie ist

erschossen worden, ich weiß es, und ich weiß auch, wer dahintersteckt. Es ist ein Mensch, aber es ist auch ein Teufel. Ein schrecklicher Mann, Marion. Es gibt nur noch eine Person, der du vertrauen kannst - mir.«

Marion Bates hatte gar nicht zugehört. Die Worte waren so an ihr vorbeigelaufen. Sie konnte nur daran denken, was ihr Caroline zu Anfang gesagt hatte.

Ihre Mutter war tot. Erschossen! Sie lebte nicht mehr. Nie würde Marion sie wiedersehen. Sie konnte nicht mehr zurück. Sie stand allein auf der Welt…

Die Gedanken waren wie böse Folterinstrumente, die Marion schwächer und schwächer machten.

Sie merkte, daß etwas mit ihr geschah, aber sie konnte nicht erklären, was da auf sie einstürzte. Jemand schien sie gepackt zu haben, um sie wegzuschleifen, doch zugleich schien sie sich aufzulösen, und plötzlich war auch der Widerstand unter ihren Füßen verschwunden. Marion merkte, daß sie fiel. Ihr Kopf war dabei angeschwollen. Die schlimmen Gedanken peinigten sie weiter, und sie hörte sich selbst jammern und leise schreien.

Zum Glück stand Caroline in der Nähe. Sie stützte ihre Freundin ab, so daß Marion schließlich stehenblieb, aber der Schwindel wollte noch nicht verschwinden.

Meine Mutter ist tot! Meine Mutter ist tot! Meine Mutter ist tot! Dieser eine Satz hämmerte immer wieder durch ihren Kopf wie ein bösartiger Trommelschlag. Die Gedanken waren schließlich so weit fortgeschritten, daß Marion sie nicht für sich behalten konnte, und sie drängten aus ihr heraus.

»Meine Mutter ist tot…«

»Ja.«

Marion hob die Arme an. Im Dunkeln tastete sie sich vor und war froh, den kalten Körper ihrer Freundin zu spüren und ihn umarmen zu können. »Wen habe ich denn jetzt, Caro? Nur dich? Bist du die einzige Freundin auf der Welt?«

Caro streichelte die Haare ihres Schützlings. »Ich bin nicht nur deine Freundin«, flüsterte sie zurück.

Marion hatte sie nicht richtig verstanden. »Du - du bist gar nicht meine Freundin?«

»Doch, das schon. Aber ich bin auch noch etwas anderes, was du noch nicht weißt.«

»Wer denn?«

»Deine Halbschwester, denn wir haben denselben Vater. Und ich möchte nicht, daß mit dir das gleiche geschieht, was mit mir passiert ist. Ich will nicht, daß du den gleichen Weg gehst wie ich…«

Wieder hatte Marion Bates nur die ersten Worte verstanden. Sie

wurde von einem Extrem ins andere gerissen. Ihre Mutter hatte sie verloren, aber eine Halbschwester bekommen. Das war für sie nicht so leicht zu verkraften. Wieder hörte sie sich stöhnen und hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Eine Weile blieb sie stumm. Es beschäftigten sie einfach zu viele Fragen, nur bekam sie die nicht auf die Reihe.

Eines war ihr klar, und das sprach sie auch aus.

»Dann haben wir denselben Vater?«

»Ja, Marion.«

»Hat er dich auch verlassen und deine Mutter…?«

»Ich kenne sie nicht. Ich bin bei Nonnen aufgewachsen, und das hat mich wahrscheinlich gerettet, aber davon später mehr. Ich sage dir nur, daß unser Vater sehr böse ist. Er will dem Teufel dienen. Er ist ein Satanist, und er lädt sich Menschen in sein Haus, um sie von den Regeln der Hölle zu überzeugen. Dir hat er den Spiegel geschenkt, um auch aus der Ferne mit dir in Kontakt zu bleiben. Auch ich habe den Spiegel benutzen können, denn er ist etwas Besonderes.«

»Aber du warst doch tot, nicht?«

»Ja.«

»Und jetzt lebst du?«

»Nicht richtig, meine Kleine. Ich bin da, und das sollte dir vorerst genügen.«

»Aber - aber durch den Spiegel kannst du wieder in unsere Welt hineinkommen?«

»Das stimmt. Ich habe ihn mir zu eigen gemacht. Unser Vater hat damit nicht gerechnet. Er hat mich nicht für so stark gehalten, wie ich es bin. Als er es merkte, da wollte er den Spiegel zurückhaben, doch das ist ihm nicht mehr gelungen. Er war verschwunden, auch du bist weg gewesen, und so haben die Leute dann deine Mutter erschossen. Sie waren einfach brutal, sie haben sie nicht am Leben gelassen, und wir werden sie rächen. Wir werden versuchen, zurückzuschlagen, um den Satanisten in die Hölle zu befördern.«

»Das willst du tun?«

»Ich habe es mir geschworen.«

»Aber wie?« fragte Marion zitternd. »Wie willst du es tun? Was können wir denn machen?«

»Wir werden zu ihm gehen. Hinein in sein Haus, und dort wird sich das Rätsel des Spiegels lösen.«

»Er ist aber nicht dort, sondern auf deinem Grab.«

»Das stimmt schon. Aber keiner außer mir weiß, daß er tief im Keller etwas Wichtiges versteckt hält. Es hat mit dem Spiegel zu tun. Es ist unsagbar schlimm und grauenvoll. Es ist höllisch, es ist tot, aber es lebt trotzdem.«

»Noch ein Spiegel?«

»Nein, etwas anderes. Warte nur, du wirst es bald sehen, sehr bald sogar…«

Marion vertraute ihrer Halbschwester. Sie spürte den leichten Zug an ihrer Hand und hatte auch gemerkt, daß Caroline schon gegangen war. Sie blieb ebenfalls nicht länger stehen und folgte ihr, wobei ein Satz nicht aus ihrem Kopf wollte.

Meine Mutter ist tot! Meine Mutter ist tot…

***

Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen sollte, daß der Satanist einen so lockeren Eindruck auf uns machte. Wahrscheinlich war es nicht gut, sich darüber zu freuen, daß es keine großen Schwierigkeiten gab, denn bei derartigen Dingen kam das dicke Ende zumeist nach.

Wir hatten von ihm einiges erfahren, aber das große Rätsel um den Spiegel war noch geblieben. Ich ärgerte mich immer stärker darüber, daß er sich nicht mehr in meinem Besitz befand. Wahrscheinlich schaffte es auch Bates nicht mehr, ihn zu kontrollieren. Er mußte sich auf irgendeine Art und Weise selbständig gemacht haben, sonst wäre die tote Caroline nicht erschienen, um ihre Halbschwester zu retten.

Laut Bates' Aussage hatte er seine Tochter dem Teufel geopfert. Allein die Tatsache hätte mich durchdrehen lassen können, aber so ganz traf das wohl nicht zu. Bei dieser Tat mußte einfach etwas schiefgegangen sein, denn Caroline war zurückgekehrt. Sie hatte den Weg ins Jenseits nicht geschafft, sondern war in einer anderen Dimension steckengeblieben, wenn ich es vorsichtig formulierte.

Genau dort lag das Problem, und ich war mir sicher, daß auch Tillman Bates damit nicht zurechtkam. Er schien zu ahnen, was mich beschäftigte, denn er sprach mich an. »Worüber denken Sie nach, Sinclair? Zumindest sehen Sie so aus, als würden Sie es tun.«

»Stimmt. Eigentlich denke ich über Sie nach, Bates.«

»Über mich? Das brauchen Sie nicht. Mir geht es gut.«

»Davon wollen wir nicht reden. Man sieht es Ihnen an. Aber Sie haben trotzdem Probleme. So wie Sie es sich vorgestellt haben, hat sich Ihr Plan nicht erfüllt. Es liegt sogar ein dickes Haar in der Suppe, und das heißt Caroline. Ich kann mir vorstellen, daß Sie mit Ihrer ersten Tochter nicht so zurechtgekommen sind, wie Sie es sich gedacht haben. Hier der sogenannte Opferplatz, dann ihr Grab auf dem Friedhof, und trotzdem existiert sie noch, wie ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Das kann Ihnen nicht schmecken.«

»Zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf, Sinclair. Ich kriege schon alles in die Reihe.«

»Eine gute Antwort, die mich gleichzeitig auch bestätigt und mir sagt, daß Sie bisher nicht alles in die Reihe bekommen haben. Etwas muß schiefgegangen sein. Sie haben Fehler gemacht und versuchten,

diese Fehler mit Gewalt zu revidieren. Der Spiegel hat Ihnen nicht so gehorcht, wie Sie es sich vorstellten. Es ist aus der Bahn geraten. Er führt ein Eigenleben, und er hat es geschafft, Ihre Tochter für sich einzunehmen, was Sie doch gern getan hätten, um den Satan günstig zu stimmen. Ich glaube, daß Sie vor einem Berg von Problemen stehen.«

Ich hatte bewußt so scharf formuliert, um den Mann aus der Reserve zu locken, aber er blieb gelassen. Für ihn war das alles kein Thema. »Sie irren sich, Sinclair.«

»Wetten, nicht?«

Bates schwieg. Er hielt den Kopf gesenkt und seine verletzte Hand in der Jackentasche vergraben.

Wir hatten das Haus mittlerweile umrundet und befanden uns schon an der Vorderseite, aber noch nicht direkt am Eingang. Dorthin führte der schmale Pfad, den wir schon einmal gegangen waren.

Natürlich schauten Suko und ich nach, ob sich einiges verändert hatte. Nur die Sonne war weitergewandert und auch tiefer gesunken, wobei sie anfing, sich zu verfärben und ihre Strahlen allmählich waagerecht auf die Erde schickte.

Dennoch reichte die Sicht aus, um keine Beunruhigung in uns hochkommen zu lassen. Es hatte sich nichts verändert. Noch immer stand unser Wagen als einziges Fahrzeug vor dem Haus, und die vom Reif und Eis überzogenen Bäume glitzerten im Sonnenlicht.

Tillman Bates schritt vor uns die kleine Treppe hoch. Bevor er die Tür aufschloß, drehte er sich um und wollte wissen, was wir mit ihm vorhatten.

»Wir werden Sie nicht zum Yard bringen«, erklärte ich ihm, »denn wir wissen, daß dies keinen Sinn hat. Um den Fall restlos aufzuklären, werden wir hier in Ihrem Haus bleiben und zunächst einmal alles auf uns zukommen lassen.«

»Mir soll es recht sein.« Er grinste scharf. »Glauben Sie denn, daß jemand den Spiegel bringt. Um den geht es euch doch, nicht wahr?«

»Überraschungen gibt es immer.«

»Das ist wahr«, erklärte er und drückte die Tür auf, um sein Haus als erster zu betreten.

Suko blieb dicht hinter ihm. Er wollte nicht, daß Tillman Bates uns noch reinlegte, denn wir trauten ihm nicht. Er hatte sich rasch von seinem Schock erholt und wirkte jetzt wie eine Person, die noch einen Trumpf in der Hinterhand hält.

Ich hatte die beiden vorgehen lassen und warf noch einen Blick zurück in den Vorgarten.

Nein, dort hielt sich niemand versteckt. Auf der Straße floß der Verkehr zudem völlig normal, und das Bild vor mir war auch die normale Welt. Die andere, mit der wir uns beschäftigten, die war

verborgen, versteckt in geheimnisvollen Dimensionen und Reichen, die allesamt ihren Platz zwischen dem Diesseits und dem Jenseits gefunden hatten. Nur wenige Menschen konnten die Grenzen überschreiten und in sie eindringen. Wir gehörten zu dieser Gruppe.

Ich drehte mich wieder um und schaute gegen das Halbdunkel in der großen Diele hinter der Tür.

Ich sah Tillman Bates einige Schritte entfernt stehen, wie er auf mich wartete. Suko konnte ich nicht sehen, er mußte zur Seite gegangen sein.

Das war er auch, wie ich nach dem Eintreten erkennen konnte. Aber er stand ebenfalls so ruhig, und während die Tür langsam hinter mir zufiel, hörte ich Bates kichern und bemerkte links von mir die Bewegung. Lautlos, schleichend huschte jemand auf mich zu.

Ich machte gar nicht erst den Versuch, zur Beretta zu greifen, denn die Geschosse aus einer Maschinenpistole waren immer schneller, wenn man den Finger bereits am Abzug hatte. So hob ich, wie es sich gehörte, brav die Hände…

***

»Ja, ja!« erklärte uns Bates mit Kicherstimme. »Wer so gern spielt wie Sie, der sollte den Joker nicht vergessen. Und ich habe zwei Joker im Ärmel. Ist das nicht vorausschauend gewesen?«

Zweifelsohne, das war von ihm vorausschauend gewesen. Zudem auch raffiniert, denn er hatte genau den richtigen Zeitpunkt abgewartet, wo wir mit den eigenen Gedanken und Folgerungen über das Erfahrene zu sehr beschäftigt gewesen waren.

Zwar waren wir wachsam gewesen, allerdings an der falschen Stelle. Jetzt hatte sie leider etwas nachgelassen.

Ich schaute den Kerl vor mir an. Ich kannte ihn. Schon einmal hatten wir es miteinander zu tun bekommen, und zwar in der letzten Nacht. Er hatte mich davon abhalten wollen, das Haus der Ellen Bates zu betreten. Da war ich stärker gewesen, nun aber war er am Drücker, und er freute sich darüber, wie ich an seinem schon sadistischen Grinsen erkennen konnte. Er lechzte nach Rache, schlürfte sogar, als er Luft holte, und er nickte mir zu. »Wir beide werden noch Spaß bekommen, Bulle.«

»Möglich.« Da ich die Hände hoch genug hatte, ließ man es zu, daß ich mich zur Seite drehte, weil ich erfahren wollte, was mit meinem Freund Suko passiert war.

Ihm ging es nicht besser als mir. Der zweite Typ hatte im toten Winkel der Tür gelauert. Auch ihn hatte ich schon in Ellens Wohnung gesehen; an das Gesicht mit der gekrümmten Nase und der dicken Oberlippe erinnerte ich mich gut.

Die Mündung seiner MPi berührte Suko im Nacken. Wenn der Kerl ab

drückte, würde er Sukos Kopf in Fetzen schießen.

Da konnte man noch so alt werden und noch so viel Routine im Job haben, man war nie perfekt. Es gab immer wieder Situationen, die auf negative Art und Weise überraschend waren.

Natürlich freute sich Bates. Er zeigte sich entspannt, als er lachte und sich dann an uns wandte: »Ihr habt eure Chance gehabt, Freunde, aber ihr habt sie nicht genutzt. Ihr hättet verschwinden sollen. Ich hatte es euch geraten, aber ihr seid geblieben, und eine zweite Chance wird es nicht mehr geben.«

»Sie wollen uns erschießen lassen?« fragte Suko.

»Ja, das hatte ich vor.«

»Ist das nicht unter Ihrer Würde, Bates? Einfach nur eine Kugel? Wo Sie doch zahlreiche Möglichkeiten haben und der Satan auf ihrer Seite steht. Es ist ein wenig enttäuschend für einen Satanisten, finden Sie nicht auch?«

Bates lachte, aber Suko hatte ihn leider nicht provozieren können. »Sie suchen nach einem Ausweg, wie?«

»Das macht man immer.«

»Keine Sorge, Inspektor. Ich bin ein Mann, der auf Nummer Sicher geht. Ich hätte euch zu meinem Freund in den Keller schaffen können, aber er wird euch erspart bleiben. Ihr werdet durch die Kugeln sterben, das ist sicherer. Anschließend werde ich eure Leichen wegschaffen lassen. Auf mich wird kein Verdacht fallen.«

»Man weiß übrigens, wo wir uns befinden«, sagte ich.

»Interessiert mich nicht. So etwas habe ich schon oft in irgendwelchen Krimis gelesen. Ich will euch tot sehen!« drohte er. »Und ich will mein Versprechen einhalten!«

Das hörte sich nicht gut an und war ehrlich gemeint. Ich wußte, daß Suko ebenso wie ich, nach einer Möglichkeit suchte, aus dieser Falle zu entwischen, aber gegen Kugeln aus zwei Maschinenpistolen waren auch wir nicht gefeit. »Wollen Sie uns hier töten?« fragte ich.

»Ja, in meinem Haus.«

»Und der Spiegel?«

»Was ist mit ihm?«

»Sie werden ihn wohl nie bekommen.«

»O doch, Sinclair. Ich bekomme ihn. Ich bin mir sicher, daß ich ihn kriegen werde. Ich habe bisher immer gewonnen, egal wie. Und ich werde auch diesmal der Sieger sein.«

Der Kerl, der vor mir stand mußte sich draußen versteckt gehalten haben, denn von seiner Kleidung, einer dicken Lederjacke, strahlte noch eine gewisse Kälte aus. »Eigentlich ist es zu schade, wenn ich ihn durch eine Garbe umlege, Bates. Ich möchte ihn zuvor winseln sehen.«

»Wie meinst du das?«

»Foltern.«

Bates überlegte, und mir rann es kalt den Rücken hinab. Ich beobachtete das Gesicht des Satanisten.

Wer nicht davor zurückschreckte, seine eigene Tochter dem Teufel zu opfern, der würde auch einer Folter zustimmen.

»Wie willst du es machen, Sirca?«

Er überlegte noch. Ich aber hatte einen Namen gehört. Er klang nicht eben einheimisch. Wahrscheinlich hatte sich Bates die beiden vom Balkan geholt.

»Ich kann die Nadeln nehmen.«

»Ach ja, du beherrscht, ja das genaue Stechen.« Bates kicherte. »Sirca ist ein toller Mann«, sagte er zu mir. »Er kann mit seinen Nadeln heilen, aber auch foltern. Er wird sie dir in bestimmte Körperstellen stechen, und du wirst vor Schmerzen schreien, Sinclair. Besonders nett ist es, wenn er sie dir in die Augen sticht und du spürst, wie der Schmerz deinen Kopf zerfressen will und die Flüssigkeit allmählich ausläuft. Ich würde vorschlagen, daß du mit seinem linken Auge anfängst, Sirca, und dich dann weiter vorarbeitest.«

»Gut, mache ich.«

»Aber zuvor sollen die beiden ihre Waffen ablegen. Sie könnten sonst noch auf dumme Gedanken kommen.«

Das hatte ich erwartet und befürchtet. Sirca ließ mich nicht aus den Augen, als ich meine Hand in Richtung Beretta bewegte. »Wag es nur!« flüsterte er mir zu. »Wag es, Bulle, dann…«

»Keine Sorge, Sirca.« Ich zupfte die Pistole wirklich mit den Fingerspitzen hervor und ließ sie dann zu Boden Fallen, wo sie noch ein Stück rutschte und dann liegenblieb.

Suko sah ich zwar nicht, aber dem folgenden Geräusch nach zu urteilen, hatte auch er seine Waffe gezogen und sie fallen gelassen.

Tillman Bates näherte sich uns mit schleichenden Schritten. Er sammelte die Berettas auf und legte sie auf einen weiter entfernt stehenden Tisch. Dann kam er zurück und nahm die Maschinenpistole seines Vasallen Sirca an sich. »Damit du freie Hand hast, Sirca, und ich diesen Bullen unter Kontrolle habe.«

»Sehr gut, Chef, sehr gut!«

Tillman Bates war zurückgetreten, aber er ging nicht sehr weit, denn er wollte zuschauen, Kontrolle haben, sehen, wie ich litt. Die Mündung der Waffe war dabei nach wie vor auf mich gerichtet, und er zweite Kerl hielt Suko unter Kontrolle.

Sirca war stehengeblieben. Ich fragte mich, ob so die Folterknechte der Neuzeit aussahen. Wahrscheinlich waren ihm in den Schrecken des Balkankriegs auch die letzten menschlichen Gefühle genommen worden. Nur so ließ sich erklären, daß er mich auf eine unbeschreibliche Art und Weise quälen wollte.

»Ich habe es schon öfter ausprobiert«, sagte er in seinem gebrochenen

Englisch.
»Wo?«
»Unten in der Nähe von Mostar.« Er lachte. »Aber ich bin dann weggegangen. Ich weiß immer, daß man gute Männer sucht, und ich habe mich aus dem Land schleusen lassen. Ja, so ist das gewesen.«
Er griff in die Tasche und holte ein dunkles Etui hervor. Erst jetzt, wo er es auf der linken Handfläche liegen hatte, kam mir richtig zu Bewußtsein, was dieser Mensch mit mir vorhatte.
Ich spürte sehr genau, wie sich mein Rücken versteifte. Eine eisige Hand kroch darüber hinweg, und eine andere drückte mir zugleich den Magen zusammen.
Dennoch ließ ich mir nichts anmerken, während Sirca und ich uns anstarrten.
Nun lächelte der Mann vom Balkan. Mit einer gezielt anmutenden Bewegung klappte er den Deckel des Etuis in die Höhe. Gleichzeitig senkte er seine Hand, auf der das Etui lag. So konnte sie eine Schräge bilden, und mein Blick fiel direkt auf die Instrumente.
Ja, es waren Nadeln!
Nadeln aus Stahl, die blitzten, als würden sie jeden Tag gereinigt. Kleine und große verteilten sich in den beiden Hälften, und Sirca schaute sie an, dann mich, dann blickte er wieder auf die Nadeln, als wollte er prüfen, welche sich am besten für eine Folter eignete. Er hatte dabei seine Stirn in Falten gelegt und die Unterlippe vorgeschoben.
»Kannst du dich nicht entscheiden?« erkundigte sich der Satanist, um mit falscher und widerlicher Freundlichkeit in der Stimme fortzufahren. »Mach es zu Beginn nicht so hart, Sirca, unser Freund soll noch etwas davon haben.«
»Ist schon gut.«
»Und was machen wir mit dem Chinesen?« fragte der zweite Typ.
»Wir können ihn begraben. Wir können ihn in ein Faß mit Öl stecken. Wir können ihn vierteilen.«
Bates lachte, weil er seinen Spaß hatte, und er zählte noch weitere Tötungsarten auf, bis er davon sprach, daß zunächst ich an der Reihe war.
»Ich nehme die Mittlere«, sagte Sirca.
»Das ist gut.«
Ich schaute zu, wie zwei Finger in die linke Hälfte des Etuis hineingriffen. Für einen Moment schwebten sie über zwei Nadeln, als könnten sie sich noch nicht entscheiden, dann hatte Sirca sein Instrument gefunden und zog die Nadel hervor.
Sie war etwa so lang wie ein Mittelfinger, nur viel dünner. Dabei glänzte sie wie frisch poliert, und an ihrem Ende befand sich als Abschluß ein winziges Stück aus Kork.

»Ja, die ist gut!« meldete Sirca seinem Boß. »Wo soll ich sie ihm hinstecken?«

»Ins Gesicht.«

»Schon ins Auge?«

»Nein, zuerst in die Wange. Aber dort, wo es schmerzt, Sirca, nicht an eine Akupunkturstelle. Deshalb sind wir nicht hier.«

»Ich habe verstanden.« Er lächelte bösartig und hob die rechte Hand mit der Nadel an.

Ich starrte nach vorn. Ich sah die verdammte Spitze der Nadel. Ich spürte, wie mir der Schweiß ausbrach, wie ich anfing zu zittern und sich immer mehr von der öligen Flüssigkeit auf meiner Stirn sammelte, als wollte sie über die Brauen hinweg in meine Augen rinnen.

Sirca war nahe an mich herangekommen. Trotz dieser Tatsache und obwohl er keine Waffe trug, konnte ich es nicht riskieren, ihn anzugreifen. Eine falsche Bewegung meinerseits hätte Bates einen Grundgegeben, sofort zu feuern.

Mittlerweile allerdings fragte ich mich, ob es nicht besser war, im Kugelhagel einer MPi zu sterben, als durch die Hölle dieser verfluchten Folter zu gehen.

Sirca stank muffig. Ich ekelte mich davor, doch das alles war nur zweitrangig. Andere Dinge zählten mehr, zum Beispiel die verfluchte Nadel, die sich immer näher an mich heranschob.

Ich sah sie sehr deutlich. Hinter ihr verschwamm das grinsende Gesicht des Balkanesen wie bei einer Filmeinstellung, in der der Hintergrund unscharf gemacht worden war.

»Noch ist das Auge nicht an der Reihe!« flüsterte er mir zu. »Aber du kannst dich schon mal darauf einstellen, mein Freund. Der zweite Stich erwischt dein linkes Auge.«

Ich blieb kerzengerade stehen. Zuckte aber leicht zusammen, als ich die Spitze der Nadel an meiner Haut unter dem linken Auge spürte.

Ich hatte damit gerechnet, daß Sirca mir die Nadel mit einem Stoß in die Haut drücken würde, aber wollte es noch weiter genießen und beließ es bei dieser beinahe schon kitzelnden Berührung.

Plötzlich verzerrte sich sein Mund, als wollte er lachen. Vielleicht lachte er innerlich, aber zugleich drückte er die Nadel vor und in meine Wange hinein…

***

»Jetzt sind wir aber nicht mehr in dieser anderen Welt - oder?« fragte Marion Bates. Ebenso wie ihre Halbschwester war auch sie stehengeblieben, schaute sich in der Dunkelheit um, obwohl sie nichts sehen konnte, aber ihr war der Geruch aufgefallen, der sich so verändert hatte. Es roch wirklich anders, und eigentlich hätte sie sich

jetzt in einem Grab fühlen können, denn diese mörderische Feuchtigkeit wehte an ihre Nase heran wie ein Schleier.

War es tatsächlich dunkel?

Ja, es war dunkel. Aber nicht so wie vor kurzem, als sie den Spiegel durchdrungen hatte. Die neue Dunkelheit kam ihr normaler vor. So etwas kannte sie aus einem Keller und mit einem schnellen Griff hatte sie den Arm ihrer Halbschwester gefunden.

»Sag es mir, Caro, sag es. Haben wir die andere Welt wirklich verlassen?«

»Ja.«

»Das ist gut!« stöhnte Marion, um sofort die nächste Frage zu stellen. »Aber wo sind wir denn jetzt?«

Caroline zögerte noch, eine Antwort zu geben. Es schien so zu sein, als müßte sie sich erst sammeln.

»Wir sind«, sagte sie dann, »du mußt es mir glauben, Marion, wir…«

»Ja, ich glaube es dir.«

»Wir sind bei unserem Vater!«

Marion Bates erwiderte nichts. Sie war ein Kind, aber in den letzten Stunden hatte sie mehr erlebt als mancher Erwachsener im ganzen Leben. Man konnte nicht behaupten, daß sie schon erwachsen geworden war, aber sie war schon innerlich gereift, und deshalb schrie oder weinte sie auch nicht.

Sie schwieg. Sie stand in der Dunkelheit und schwieg. Erst als Carolines Hand über ihre rechte Wange strich, da zuckte sie leicht zusammen.

»Glaubst du es mir, Marion?«

»Ja, Caro, wenn du das sagst.«

»Es gibt einen Weg. Es gibt ihn durch den Spiegel. Er kann uns an verschiedene Orte bringen, die für uns wichtig sind. Und unser Vater ist wichtig für uns.«

»Werden wir ihn denn sehen?«

»Ich hoffe es.«

»Bist du sicher, daß er auch da ist?«

»Er ist da. Ich weiß es genau, und wir werden ihm bald gegenüberstehen, hoffe ich.«

»Jetzt sind wir in seinem Haus«, flüsterte Marion vor sich hin und schüttelte sich dabei. »Aber ich kenne es nicht. Ich bin noch nie dort gewesen.«

»Das macht nichts.«

»Kennst du dich denn aus?«

»Ja, und ich werde dich weiterhin führen. Dieses Haus hat einen Keller, wie ich es dir schon sagte. Wir befinden uns in diesem Keller, und wir werden versuchen, ihn zu verlassen.«

Marion hatte sehr gut verstanden. »Warum sagst du denn, daß wir es

versuchen sollen? Ist es nicht sicher, daß wir es können? Oder was meinst du?«

»Wir werden an ihm vorbei müssen.«

»An ihm? Wer ist das?« Marions Stimme klang nicht mehr so ruhig, sondern viel schriller.

»Ich will es dir nicht sagen, aber es hat auch mit uns zu tun. Er ist unbeschreiblich, er ist ein Stück Hölle, glaube ich. Ein Teil des Teufels, hat unser Vater mal gesagt. Ich weiß aber nicht, ob es stimmt. Jedenfalls gibt es ihn.«

»Und auch hier unten?«

»Ja, hier unten. In einem der Kellerräume, nicht weit von der Treppe entfernt.«

»O nein, ich…« Sie schluckte. »Was ist denn, wenn wir das Licht einschalten?«

»Das werden wir gleich tun, aber ich sage dir schon jetzt, daß es nicht überall brennt. Im Gang schon, nicht aber in den Kellerräumen, dort sind keine Leitungen verlegt worden.«

»Das ist ja nicht schlimm, Caro, denn da will ich nicht hingehen. Nur zur Treppe.«

»Keine Sorge, wir finden sie schon. Vorerst müssen wir im Dunkeln weiter.«

»Und du kennst dich aus?«

»Verlaß dich auf mich.«

Marion verließ sich sogar so stark auf ihre Halbschwester, daß sie deren Hand umfaßte und sich von Caroline führen ließ. Die beiden Mädchen befanden sich in einem stockfinsteren Kellergang, davon ging auch Marion aus, nur konnte sie die Wände an den beiden Seiten nicht sehen. Sie roch aber die feuchten Wände. In diese untere Welt schien seit Jahren kein Mensch mehr einen Fuß hineingesetzt zu haben.

Einen Vorteil hatte die Umgebung. Sie war nicht so kalt wie draußen.

Mit Caroline kam Marion noch immer nicht zurecht, aber sie nahm sich vor, sie irgendwann zu fragen, sollte sich die Gelegenheit ergeben.

Fremde Geräusche erreichten die Ohren der Mädchen nicht. Sie hörten nur ihre eigenen.

Marion wunderte sich darüber, daß sich ihre Halbschwester im Dunkeln zurechtfand. Obwohl sie sich in einem Kellergang befanden, konnte dort durchaus etwas im Weg liegen, gegen das sie stießen, aber wäre dies der Fall gewesen, dann hätte Caro bestimmt mit einem todsicheren Instinkt herausgefunden, wo sich das Hindernis befand und wäre darüber hinweggestiegen.

Marion lief dicht hinter ihr. Wie zwei Rekruten, die das Marschieren übten, und als Caroline plötzlich stoppte, da wußte Marion, daß sie

den Lichtschalter erreicht haben mußten.
Sie sah nicht mal Caros Umriß vor sich, aber sie hörte am Rascheln der Kleidung, daß sich das Mädchen bewegte, und sie bekam auch den Luftzug mit, als ihre Halbschwester den rechten Arm ausstreckte. Die Hand glitt an der Wand entlang, was ein schabendes Geräusch hinterließ, und wenig später hörte Marion ein zufriedenes Aufstöhnen, denn Caroline hatte den Schalter gefunden und herumgedreht.
Das dabei entstehende Geräusch klang ziemlich laut in den Ohren der beiden nach, die darauf warteten, daß die Dunkelheit des Ganges endlich verschwand.
Unter der Decke ›glühte‹ etwas auf. Von einem hellen Licht konnte man wahrhaftig nicht sprechen. Trübe, schmutzige Glühbirnen, die hinter Schutzgittern versteckt lagen, gaben eine rötlichgelbe Helligkeit ab, die kaum den Boden erreichte.
Die Mädchen standen dicht nebeneinander und schauten nach vorn. Caroline mit starrem Blick, im Gegensatz zu ihrer Halbschwester, deren Zittern den ganzen Körper ergriffen hatte.
Vor ihnen lag noch immer der Kellergang. Die Wände waren nicht weiß gestrichen worden, sondern zeigten eine graue und braune Farbe. Glatt waren sie ebenfalls nicht. Die Quader lagen an manchen Stellen versetzt aufeinander. Spinnweben klebten zwischen Decke und Wand, und ein grünlicher Schimmer aus Moos umwuchs die Lichtquellen der Lampen.
Das war der zweite Eindruck, den die Mädchen wahrnahmen. Der erste sah anders aus, denn ihnen waren genau die Türen oder Zugänge aufgefallen, die sich in unregelmäßigen Abständen verteilten und die Wände unterbrachen.
Zum erstenmal seit langer Zeit konnte Marion lächeln. Sie dachte auch in diesem Moment nicht mehr an den Tod ihrer Mutter und sprach davon, wie schnell sie die Treppe erreicht haben würden.
Mit einer Antwort zerstörte Caroline die Freude ihrer Halbschwester. »Das glaube ich nicht.«
Marion war perplex. Sie schüttelte Caro durch. »Glaubst du nicht?« fragte sie. »Glaubst du nicht?«
»So ist es.«
»Warum denn nicht?«
Die Antwort gab nicht Caroline, sondern ein anderer, den sie nicht sahen, weil er sich in einem der Kellerräume verbarg. Die Mädchen hörten die schrecklichen Geräusche, ein dumpfes Stöhnen und dazwischen ein widerliches Schmatzen.
Die Angst holte Marion wieder ein. »Caro - bitte, was ist das? Sag es doch!«
Caroline nickte. »Das ist«, erwiderte sie mit Flüsterstimme, »das eigentliche Geheimnis unseres Vaters…«

***

Ich wartete auf den Schmerz, der zwangsläufig folgen mußte. Ich wartete auch auf das feuchte klebrige Blut, das aus der Wunde kriechen würde, beides hielt sich zurück, und zunächst geschah nichts.

Ich spürte nur einen Druck in der Wange und hörte Bates kichern, während Sirca grinste. Er hielt die Nadel weiterhin fest, als klebte sie zwischen seinen Fingern.

Es waren nur Sekunden. Für mich dehnten sie sich zu endlosen Zeitspannen. Etwas in meiner linken Wange fing an zu pochen und zu tuckern, Signale des sich nähernden Schmerzes.

Plötzlich zerrte Sirca die Nadel wieder hervor. Er hatte sie sehr gemächlich in meine Wange gestoßen, sie löste sich allerdings blitzartig, und plötzlich erreichte mich der Schmerz.

Jemand bohrte ein zweites Mal in meine Wange. So kam es mir vor. Es war stechend, es breitete sich aus und strahlte über meine gesamte Wange hinweg. Da floß auch das Blut aus der Wunde und sickerte als dünnes Rinnsal nach unten.

Der Schmerz ließ sich ertragen. Er war etwas stärker als der, den man bei einer Spritze verspürte, auch deshalb, weil die Nadel dicker gewesen war.

Diese hielt Sirca noch immer zwischen den Fingern und schaute ihr blutiges Ende an, wobei das Lächeln aus seinem Gesicht ebenfalls nicht verschwunden war.

Er hatte gewonnen. Er freute sich, und auch der Satanist war zufrieden. Die Mündung der MPi zielte auf mich, der Finger lag am Drücker, er brauchte ihn nur um eine Idee zu bewegen, und es hatte mich gegeben.

»Schmerz gehört dazu«, flüsterte Tillman Bates, als wollte er mir Unterricht geben. »Du mußt ihn hinnehmen, du mußt ihn erleiden. Du kannst dich aber auch an ihm aufbauen. Er kann dir Kraft geben, und er kann dich auf den nächsten vorbereiten, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ja, ich weiß Bescheid.« Klebrig floß der schmale Blutstreifen in Richtung Kinn und Hals. Eine Sache, die ich nur am Rande wahrnahm. Nach der Ouvertüre folgte das Drama, denn Sirca hatte sich bereits auf mein linkes Auge konzentriert. Ich sah diesen Blick und automatisch ausgelöst durch diese schlimmen Zukunftsgedanken, schloß ich die Augen, was bei Sirca wiederum nur ein Lachen hinterließ. Er ließ es dabei nicht bleiben und sprach mich auch an.

»Keine Chance, Bulle. Auch wenn du dein Auge geschlossen hältst, ich werde es dir trotzdem ausstechen.« Er wandte den Blick von mir ab und beschäftigte sich wieder mit dem Inhalt seines Etuis.

Er fand sie rasch.

Sie war dicker und länger. Ein böses Mordinstrument, gegen das

mein Auge nicht die Spur einer Chance hatte. Sie erinnerte mich an eine Stopfnadel, allerdings war sie nicht so lang. Sirca balancierte sie zwischen seinen Fingern und schaute dabei höhnisch über sie hinweg, um mich zu fixieren. Vielleicht wollte er auch herausfinden, wie groß die Angst eines Polizisten sein konnte.

Nur tat ich ihm den Gefallen nicht. Ich blieb ruhig und ertrug auch den Schmerz in meiner Wangenwunde. Es würde weitergehen, doch unsere Chancen hatten sich noch nicht gebessert, und auch Suko konnte es sich nicht erlauben, auch nur den kleinen Finger zu bewegen.

»Tu es endlich!« befahl Bates. »Ich will sehen, wenn du ihm mit der Nadel das Auge ausstößt!«

»Ist okay, Chef!« Sirca nickte. Dann drehte er die Nadel in seinen Fingern, hob die Hand ein wenig an und zielte genau auf mein Auge. Wieder lächelte er, aber in seinen Augen lag Eis. Vielleicht zitterte unter der dünnen Schicht auch der Wille, es zu versuchen, um daran seine Freude zu haben.

Bates bemerkte, daß ich ihn anschielte. Sofort gab er einen Kommentar. »Keine Chance mehr, Sinclair. Erst du, dann dein China-Freund. So wird es sein…«

In diesem Augenblick hörten wir alle das Stöhnen. Suko hatte es ausgestoßen. Keiner von uns hatte damit rechnen können, und es blieb nicht dabei, denn mein Freund sackte zusammen wie jemand, dem plötzlich übel geworden war.

Der Typ, der ihn bewachte, trat einen halben Schritt zurück. Er wußte nicht, was er tun sollte, deshalb schaute er zu Bates hin.

Der öffnete den Mund.

Ich wußte, daß er den Schießbefehl geben würde. Es waren diese Augenblicke der Wahrheit und das Wissen, daß man sich nicht irrte.

Mir war alles egal. Ich hätte Sirca angegriffen, war auch schon bereit, aber es kam anders.

Jemand sprach.

Nicht Tillman Bates, sondern Suko.

Und er rief nur ein Wort: »Topar!«

Damit hatte sich alles verändert, denn nun stand die Zeit für fünf Sekunden still…

***

»Was sagst du da? Vaters Geheimnis?«

»Ja.«

Marion wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Ihr war klargemacht worden, daß sie eigentlich zu wenig wußte. Das Leben ihres Vaters lag im Dunkeln, es hatte für sie sowieso schon im Dunkeln gelegen, und nun war noch etwas hinzugekommen, mit dem sie nicht zurechtkam.

Ein Geheimnis.
Sie schüttelte den Kopf. »Was ist dieses Geheimnis, oder wie sieht es aus?«
»Grauenhaft«, flüsterte Caroline.
»Dann kennst du es?«
»Sicher.«
»Woher?«
»Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ich kenne es. Ich bin seinetwegen…« Sie legte eine Pause ein, als suchte sie nach den richtigen Worten. Dann sagte sie: »Lassen wir das.«
Marion war neugierig geworden. Sie wollte plötzlich nicht mehr akzeptieren, daß man sie nicht daran beteiligte. »Ich will es aber sehen, Caro. Bitte, ich bin auch deine Schwester und daran beteiligt. Du hast mich in deine Welt genommen. Wir waren gemeinsam im Spiegel, und ich bin zu deiner Verbündeten geworden.«
»Noch nicht ganz«, gab Caroline zurück. »Wünsche dir, daß es so bleibt. Daß du nicht zu dem wirst, was ich bin. Hörst du?«
»Ja, aber ich habe es nicht verstanden.«
»Dann frag nicht weiter.«
Damit wollte sich das Mädchen auch nicht abfinden. »Kann ich es denn sehen, Caro?«
Sie wartete noch mit der Antwort, um danach zu seufzen. »Weißt du, Schwester, es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben. Ich kenne es ja, aber wir müssen daran vorbei. Wenn du dir selbst einen Gefallen tun willst, dann schließe die Augen. Mach sie einfach zu und hoffe darauf, daß man uns in Ruhe läßt.«
»Ist es denn so schlimm?«
»Noch schlimmer, Schwester.«
»Warum denn«
Caroline winkte ab. »Es hängt vieles zusammen. Es gibt Verbindungen, von denen du bisher nichts weißt. Da kommt eines zum anderen. Aber es ist unwahrscheinlich schwer, die Dinge zu begreifen. Sei tapfer, mehr kann ich dir nicht raten.«
»Ja, ist gut. Ich verspreche es dir.«
Das Geräusch hatte ich in der letzten Zeit nicht wiederholt. Wer immer in einem der Räume lauerte, er schien seinen gräßlichen Atem angehalten zu haben.
Sicherheitshalber faßte Marion nach Carolines Hand. Sie ließ es geschehen, lächelte ihrer Halbschwester noch einmal zu, dann schlichen sie auf die Treppe zu.
Das Licht legte seinen weichen Schimmer nur über den Kellergang. In die einzelnen Räume tauchte es nicht hinein, obwohl es keine Türen gab. Sie alle waren offen, sie waren wie Mäuler in der Mauer, in deren Rachen die Dunkelheit lauerte.

Dicke und schwarze Finsternis. Nur dicht an der Schwelle ein wenig aufgerissen, weil sich dort noch Restlicht hin verirrte. Ansonsten waren die Verschläge dunkel und auch still.

Nicht ein Geräusch drang den beiden Mädchen entgegen. Abgesehen von dem ersten schrecklichen Stöhnen, das sie allerdings weiter vorn vernommen hatten.

Marion kämpfte mit ihrer Angst und versuchte auch, sich nichts anmerken zu lassen. Ab und an warf sie ihrer Halbschwester einen Blick zu, um wenigstens herauszufinden, was sie wohl dachte, aber deren Gesicht blieb unbewegt.

Sie gingen nicht schnell, sondern wie zwei Personen, die auf der Hut waren. Und sie kamen dem Geheimnis ihres gemeinsamen Vaters immer näher.

Es blieb noch verborgen, aber es meldete sich bereits, denn den Mädchen strömte wieder dieses schaurige Geräusch entgegen, und Marion zumindest verkrampfte sich.

Sie konnte sich nicht vorstellen, wer da in der Finsternis des Kellers lauerte. Ein Tier sicherlich, ein böses, unheimliches Tier, wie man es auf der Erde nicht sah.

Ihre Phantasie schlug Wellen. Sie stellte sich schreckliche Dinge vor, die ebenso rasch wieder verschwanden, so daß sie nie richtig konkret werden konnten.

»Hast du Angst, Marion?«

»Ja, große Angst. Je näher wir herankommen, um so größer wird meine Angst.«

»Ich kann dich verstehen. Habe ich auch mal gehabt. Er ist ein grausames Untier.«

»Wer? Unser Vater?«

»Sicher. Wer sonst?«

»Du kennst ihn gut, nicht?«

»Leider besser als du.«

»Bist du vor ihm geflüchtet, Caro?«

»Wie meinst du das?«

»In den Spiegel, zum Beispiel.«

»Eigentlich ja, Marion. Trotzdem ist es nicht so einfach, und ich möchte dir auch noch etwas verraten. Der Spiegel und das, was wir gleich sehen werden, falls du nicht deine Augen schließt, hängen unmittelbar zusammen.«

»Es ist gefährlich, nicht?«

»Sehr gefährlich sogar. Für uns Menschen vor allen Dingen. Aber jetzt sei still. Wir werden versuchen, an ihm vorbeizukommen. Das ist am besten.«

Marion nickte nur. Ihr Herz schlug schneller. Die Angst war da, sie blieb auch bestehen, aber sie war nicht so schlimm wie bei einem

Menschen, der direkt mit dem Grauen konfrontiert wurde.

Noch weigerte sich ihr Verstand, gewisse Dinge zu begreifen, weil sich Marion diese einfach nicht vorstellen konnte. Sie nahm hin, daß es etwas Schreckliches und vielleicht sogar Unaussprechliches gab, was da lauerte, und sie zuckte wieder zusammen, als sie abermals dieses abgrundtiefe Stöhnen und widerliche Schmatzen hörte.

Jetzt sogar lauter, viel lauter, denn sie waren näher an die Öffnung herangekommen.

Es lag auf der linken Seite. Das Licht aus dem Flur würde ebensowenig hineinsickern wie in die anderen Keller. Vielleicht blieb es so dunkel, daß sie den Schrecken nicht sehen mußte. Eine andere Idee kam ihr in den Sinn. »Wäre es nicht besser, wenn wir ganz schnell auf die Treppe zulaufen?«

»Nein, das glaube ich nicht. Wir würden es nur aufmerksam machen.«

»Würde es uns dann verfolgen?«

»Bestimmt.«

Es waren nur weniges Schritte. Die Spannung wuchs zumindest bei Marion bis ins Unermeßliche.

Sie spürte die Kanten ihrer Vorderzähne auf der Unterlippe und schmeckte sogar das Blut, so hart hatte sie zugebissen. Sie zitterte immer stärker. Ihr Kopf war voll von schrecklichen Gedanken, und sie hörte sich selbst seufzend Luft holen.

Dann waren sie da.

Die Öffnung war nicht sehr breit. Mit zwei, drei Schritten hätten die Mädchen sie überwinden können. Marion verkrampfte sich. Auf einmal fühlte sie sich nicht mehr als Mensch, sondern als eine Person, die ferngesteuert wurde. Sie war darauf bedacht, weiterzugehen, aber etwas sorgte für einen Stopp.

Sie kam nicht mehr voran.

Jemand hielt sie fest.

Es war kein Band, das ihren Körper umschlang, obwohl es ihr so vorkam, und sie stellte auch fest, daß ihre Halbschwester ebenfalls stehengeblieben war.

Marion drehte den Kopf nach links. Sie standen beide im schwachen Licht. Vor ihnen lag der Kellerraum in einer tiefen Finsternis eingehüllt.

Doch darin bewegte sich etwas. Es kam nicht auf sie zu. Es hockte da und bewegte sich auf der Stelle. Dabei stöhnte und schmatzte es, und ein widerlicher Geruch drang den Mädchen entgegen.

Es stank nach Verwesung, nach altem Schlamm, nach Dingen, die Marion nicht einschätzen konnte, aber sie merkte, wie sie zitterte.

Und sie sah trotz der Dunkelheit das Tier oder was immer es war, deutlicher.

Inmitten der Dunkelheit hob sich etwas ab, das auf einem unförmigen Stuhl hockte und sich dabei nicht bewegte. Dieser Stuhl oder Thron war breiter als das Wesen selbst, das sehr dunkel aussah, aber die Proportionen eines Menschen hatte, nicht die eines Tieres.

Von der Gestalt ging etwas aus. Marion spürte es wie eine Klammer, die sie umfing.

Böse Gedanken, unheimliche Vorsätze. Alles kam bei ihr zusammen, und sie stellte mit Entsetzen fest, daß sich die Gestalt auf dem Thron bewegte, aber noch nicht aufstand. Diese Bewegungen waren anders als die bei einem Menschen. Da ging das eine nicht in das andere über. Unabhängig voneinander gerieten gewisse Stellen an diesem unförmigen Körper ins Zittern, als wollten sie sich selbst Kraft geben. Eine plumpe, stinkende und auch ölig schimmernde Masse war dabei, den Thron zu verlassen, um sich den beiden zu nähern.

Marion wollte verschwinden. Sie tat es nicht, denn sie konnte sich nicht bewegen. Und das andere Wesen stemmte sich ab. Sein gesamter Körper geriet dabei in Bewegung, als wollte er eine andere Form annehmen und sich am Boden auf die beiden Mädchen zu wallen.

»Warum gehst du nicht?« flüsterte Marion.

»Ich, ich kann nicht.«

»Aber…«

»Nein, ich kann wirklich nicht.«

»Warum denn nicht?« Sie ließ nicht locker, weil sie den Eindruck hatte, daß ihre Starrheit nicht an dem Wesen lag, sondern mehr an ihnen selbst. Weil sie sich nicht überwinden konnten, und da stand Caroline an erster Stelle.

Sie weinte plötzlich. Es war ein heftiger Gefühlausbruch, mit dem Marion nicht gerechnet hatte. Sie wunderte sich darüber, daß ihre Halbschwester dazu überhaupt fähig war. Es war ein hartes und intensives Schluchzen. Möglicherweise durch etwas hervorgerufen, das wie ein Sturmwind über Caroline gekommen war. Einen Grund konnte sich Marion nicht vorstellen, sie war einfach zu perplex. Außerdem wußte sie zu wenig über ihre Halbschwester.

Caroline stand an und weinte. Sie ließ den Tränen freien Lauf. Sie wischte keine einzige weg, und Marion stand ziemlich verloren neben ihr. Sie hatte sich bisher einen derartigen Gefühlsausbruch nicht vorstellen können, weil die Halbschwester für sie kein richtiger Mensch gewesen war. Deshalb war sie von den Tränen um so stärker überrascht worden. Ihr lagen so viele Fragen auf der Zunge, nur konnte sie sich nicht überwinden, auch nur eine davon zu stellen.

Statt dessen stand sie da und schaute zu, wie schlecht es ihrer Schwester ging.

Caroline schüttelte das Schluchzen regelrecht durch, und da Marion sie mit einer behutsamen Geste berührte, bemerkte sie gar nicht.

»Was ist denn, Caro?«
Sie weinte weiter. Es fiel ihr sogar schwer, sich auf den Beinen zu halten. Das leichte Schwanken fiel Marion wohl auf. Sie faßte zu und hielt Caroline fest.
»Kannst du nicht reden?« Himmel, wie stark ich bin! schoß es ihr durch den Kopf. Ich bin richtig stark geworden. Ich habe nicht mal mehr so große Angst *Ich* bin jetzt diejenige, die Caro führt. »Sag doch was!«
Ihre Halbschwester nickte. Es war das erste Zeichen auf eine Normalität hin. Die Tränen rannen nicht mehr so stark. Sie versickerten allmählich.
Plötzlich blieb Caroline still. Ihre Nase lief nicht mehr, und im weichen Licht sah sie so künstlich aus wie eine übergroße Puppe. Hinter das Geheimnis ihrer Halbschwester war Marion noch nicht gekommen, aber sie ahnte, daß Caroline eine Last mit sich trug, die unbegreiflich für einen Durchschnittsmenschen war. Dabei spielte es keine Rolle, ob man einen Erwachsenen oder ein Kind vor sich hatte.
»Bist du wieder okay, Caro?«
»Ja, fast.«
»Dann können wir weitergehen.«
»Weiß nicht.«
»Warum denn nicht? Das Monster hat uns doch nichts getan. Wir hätten schon längst weg sein können, aber so stehen wir noch hier. Komm jetzt!«
»Nein, Marion, nein!« widersprach Caroline. »Das geht nicht. Das können wir nicht. Wir dürfen nicht nach oben gehen.«
»Warum sagst du das?«
»Weil es stimmt.«
»Da komme ich nicht mit, Caro. Du hast doch früher anders gesprochen. Vorhin wolltest du hoch und…«
»Da habe ich es noch nicht gespürt.«
»Was denn?«
Caroline beugte sich vor. Sie hatte sich jetzt wieder gefangen und war fast die alte. »Es ist dort oben gefährlich für uns. Ich habe die Botschaft erhalten. Ich weiß nicht, was da abläuft, ich kann nicht durch Mauern sehen, aber ich habe gespürt, daß sich etwas tut.«
»Wer hat es dir gesagt? Das Monstrum?«
»Ja - mitgeteilt!«
»Aha.«
»Du brauchst nichts zu begreifen. Ich habe seine Gedanken erfahren. Es ist ein Geheimnis unseres Vaters, und es ist sogar noch mehr, wie ich es sehe. Schon ein Stück von ihm selbst. Es gibt ihm die Kraft, all das andere zu tun. Er hat es sich geholt. Was du da gesehen hast, ist ein Stück Hölle, ist ein Teil von ihm…«

»Von wem denn?«
»Vom Satan. Vom Teufel. Wie du willst. Ja, das gehört zusammen. Der Teufel und unser Vater. Es ist Wahnsinn, ich weiß, aber es ist leider wahr. Vater und das Monstrum dort bilden eine Verbindung. Der Satan hat es ihm überlassen. Durch das Stück Hölle ist er zu einem Satanisten geworden, das weiß ich.«
Marion war durcheinander. Sie hatte zuviel auf einmal erfahren, um damit zurechtzukommen.
Trotzdem kristallisierte sich bei ihr ein Gedanke hervor, der alle anderen zurückdrängte. »Du weißt - das - alles - so - gut«, sagte sie mit zögernder Stimme, als würde sie sich nicht trauen. »Ich weiß ja gar nichts mehr. Ich habe mich auf dich verlassen, seitdem du mich in den Spiegel geholt hast. Wie kannst du das alles wissen? Hat unser Vater es dir gesagt?«
»Ja, Marion!«
»Und warum gerade dir? Warum nicht mir?«
»Vielleicht hättest du es auch erfahren, aber er hat mit mir den Anfang gemacht.«
»Ja…?«
Caro lächelte, als sie das starre Gesicht und auch den Unglauben in den Augen ihrer Halbschwester sah. »Wenn du die Wahrheit hören willst, werde ich sie dir sagen. Es ist nicht zu glauben, aber es stimmt. Wenn du hineingehst und dir das Wesen genauer anschaust, dann wirst du feststellen, daß es keine Haut mehr hat. Es ist nur noch eine schimmernde und zuckende Masse. So ähnlich wie Schleim oder Fleisch ohne Haut.«
»Iiihhh, das ist…«
»Du wolltest es hören.«
»Klar, erzähl weiter.«
»Die Haut ist weg, aber sie ist trotzdem noch da. Unser Vater hat sie gebraucht. Er wußte genau, warum er sie dieser Gestalt abgezogen hat.«
»Abgezogen?« hauchte Marion, wobei sie jede einzelne Silbe betonte.
»Er hat es getan.«
»Und warum tat er es?«
»Das mußte so sein, glaub mir. Er mußte die Haut abziehen, denn er wollte einen Zugang zu einem anderen Reich haben. Er hat sie noch gebraucht.«
Die Lösung liegt nahe, dachte Marion. Sie liegt wirklich dicht vor mir. Ich brauche nur noch zuzugreifen, aber sie kam noch nicht auf den Dreh. »Sag es mir, Caro, bitte.«
»Okay, du sollst alles hören. Du bist bei mir, und du hast das Recht darauf. Er hat die Haut diesem Wesen abgezogen, weil er sie für den Spiegel brauchte.«

Marion hielt den Atem an. »Für - habe ich richtig gehört? Den Spiegel?«
»Ich lüge nicht!« flüsterte Caro.
Marion Bates mußte das Gehörte erst verdauen. Sie sagte mit weinerlicher Stimme: »Dann ist der Spiegel gar kein richtiger Spiegel, was die Fläche angeht.«
»Nein, das ist er nicht.«
»Besteht sie aus Haut?«
»Jetzt hast du es erfaßt. Unser Vater hat dieses Wesen gehäutet, damit er mit der Haut den Rahmen bespannen konnte. Jeder hat gedacht, es sei ein Spiegel, aber das ist es nicht. Es ist die Verbindung zur Hölle, Marion. Zum Satan, zum Teufel.«
Marion staunte nur. Sie kriegte den Mund nicht zu. Sie wollte sich dagegen wehren, aber sie spürte auch, daß ihre Halbschwester sie nicht angelogen hatte.
»Der Spiegel aus Dämonenhaut. Durch ihn gelangte man in die Hölle, zu den Toten und...« Plötzlich ging sie einen Schritt zurück, weil sie sich vor ihrer eigenen Logik so erschreckt hatte. »Moment mal, Caro, wenn das so ist, dann...«
»Was dann«
Marion Bates streckte ihren Finger aus. »Dann, dann kommst du ja aus der Hölle - oder?«
Caroline schwieg. Sie wirkte verlegen, als könne sie darauf keine Antwort geben.
»Habe ich recht, Caro? Bist du aus der Hölle gekommen?«
»Nein, du hast nicht recht!«
Marion wußte nicht, ob sie erleichtert sein sollte oder nicht. Irgendwie atmete sie schon auf, aber es würde gleichzeitig bedeuten, daß ihre Halbschwester sie möglicherweise angelogen hatte. »Ich verstehe nichts mehr«, sagte sie mit weinerlich klingender Stimme.
»Das ist nicht schlimm, Schwester. Es ist alles schwer zu begreifen. Ich hätte aus der Höllen kommen müssen, aber es hat nicht geklappt. Ich bin nicht beim Teufel gelandet, sondern in einer anderen Welt, denn es gibt nicht nur die eine. Es gibt unzählige Welten und Reiche auf der anderen Seite. Ich zumindest habe den Weg in die Hölle nicht gefunden. Ich landete in einem Zwischenreich, wo meine Seele aber auch keine Ruhe findet.«
»Deine - deine Seele?«
»Ja, auch wenn ich hier mit einem Körper vor dir stehe, es ist trotzdem ein großer Teil Seele.«
»Du müßtest ein Geist sein, Caro.«
»Nicht unbedingt. Es gibt da Gesetze und...«
Marion ließ ihre Halbschwester nicht ausreden. »Bist du denn eine Tote?« fragte sie direkt.

Caroline sagte nichts. Aber sie schaute Marion sehr ernst in die Augen. Das blonde Mädchen wich einen Schritt zurück. Es kannte den Blick, da brauchte Caro nichts mehr zu sagen. »Du bist tatsächlich eine Tote?«

»Im Prinzip schon«, flüsterte Caroline. »Ich bin wieder zurückgekehrt. Die andere Welt hat mich geprägt. Die andere Welt hätte mich behalten sollen. Der Teufel, meine ich.«

»Dann solltest du zu ihm?«

»Klar.«

»Wollte das unser Vater?«

»Du fängst an, die Dinge zu begreifen. Er wollte es, aber ich bin nicht beim Teufel gelandet. Ich habe Helfer gehabt, die mich von ihm fernhielten. Vielleicht waren es Engel oder die Geister der Heiligen, ich weiß es nicht. Es ist nur nicht so gelaufen, wie es sich unser Vater vorgestellt hat, Marion.«

»Unser Vater«, wiederholte sie, »unser Vater. Du bist tot gewesen. Das hast du selbst gesagt. Jemand muß dich getötet haben, Caroline, das stimmt doch.«

»Du hast recht. Mich hat jemand getötet.« Sie sprach weiter, obwohl Marion es gar nicht wollte, weil sie schon etwas ahnte, aber ihre Halbschwester ließ sich nicht aufhalten. »Ich bin gestorben, jemand hat mich nicht nur getötet, sondern dem Teufel als Opfer überlassen. Als Gegenleistung für den Spiegel. Muß ich dir noch sagen, wer dieser Jemand gewesen ist, Marion?«

»V… Vater - nicht?«

Caroline nickte nur.

***

Es war schrecklich für Marion Bates gewesen. Sie wußte nicht mehr, wie sie noch zurechtkommen sollte. Und sie wußte auch nicht, wie sie an die andere Seite des Ganges gelangt war. In ihrem Kopf war eine Leere entstanden, doch zugleich rasten unzählige Gedanken durch ihr Hirn. Sie kam mit dieser neuen Lage nicht zurecht. Nur stand über allem eine schreckliche Erkenntnis.

Da hatte ein Vater seine Tochter dem Satan geschenkt, um die große Macht zu erringen.

Das wollte Marion nicht in den Kopf. Sie sperrte sich dagegen, aber die Folgerung dessen, was sie gehört hatte, drängte automatisch in ihr Bewußtsein.

Wenn ihr Vater sein Kind getötet hatte, dann lag der erste Schritt schon hinter ihm. Es war überhaupt kein Problem mehr für ihn, diese Tat zu wiederholen, und Marion kam in den Sinn, daß er sie als nächstes Opfer ausgesucht hatte.

Deshalb waren die Männer in das Haus gekommen, Deshalb hatte

ihre Mutter sterben müssen, deshalb…

Sie bekam weiche Knie. Die kleine Welt hier im Keller drehte sich vor ihren Augen, und zum Glück sah Caroline, was mit ihr los war, ging hin und stützte sie ab.

»Das ist doch alles nicht wahr!« flüsterte Marion, wobei sie weinte. »Das hast du dir ausgedacht.«

»Nein. Ich wollte, ich hätte es.«

»Und jetzt?«

»Wirst du begreifen, Marion, daß wir eigentlich nicht hoch können, denn dort oben lebt dein Vater. Er lauert auf uns, ich spüre und weiß es genau.«

»Was sollen wir tun? Wieder zurückgehen?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Ich muß es beenden. Du kannst gehen, Marion, aber laß mich bitte hier zurück.«

»Was wird denn passieren?«

»Ich möchte ein Ende haben. Alles soll anders werden, kannst du das begreifen?«

»Ja, aber nicht genau.«

»Du kannst gehen und…«

»Nein, ich bleibe!« Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber die beiden Mädchen wurden durch eine Äußerlichkeit abgelenkt. Sie hatte nichts mit dem Wesen zu tun, das in ihrer Nähe lauerte, das war sehr ruhig geworden. Die eigentlichen Vorgänge spielten sich außerhalb ihrer Sichtweite, aber nicht ihrer Hörweite ab.

Am Ende der Treppe befand sich eine Tür. Sie war der direkte Zugang zu den normalen Räumen des Hauses. Und von dort, also hinter der Tür, hatten die Mädchen die Geräusche gehört.

Dumpfe Laute, auch Schreie?

So genau wußten sie es nicht. Sie blieben nur stehen und schauten sich an.

Im Keller aber bewegte sich das hautlose Monstrum…

***

Es war die letzte Chance gewesen, und das hatte Suko gewußt. Zwar war ihm nicht bekannt, welche Emotionen bei seinem Freund John Sinclair hochgekocht waren, aber auch Suko hatte gelitten. Allein deshalb war es ihm nicht möglich gewesen, einzugreifen.

Und er war von dieser verdammten Maschinenpistole bedroht worden.

Ausgerechnet ein Mann wie Suko, der sonst immer in Action war, hatte sich ducken müssen.

Er sah das Zustoßen der Nadel. Zwar spürte John den Schmerz, doch

Suko litt mit, und er bewunderte die Haltung seines Freundes, der nicht zusammenbrach.

Sein Wächter stand in der Nähe. Er atmete nicht, er hechelte. Diese Szene in seiner Nähe schien ihn wahnsinnig anzutörnen. Er stand unter einem Druck, und am liebsten hätte er eigenhändig in diesen Fall eingegriffen.

Doch es war auch wichtig, sich um den Chinesen zu kümmern, der in seinen Augen eine traurige Figur machte.

Bates genoß den Triumph. Dieses zu sehen, bereitete Suko Magenschmerzen. Für ihn lief alles auf eine schreckliche Niederlage hinaus, und er mußte sich etwas einfallen lassen, wenn sich die Lage umkehren sollte.

Sirca hatte die Nadel wieder aus Johns Wange hervorgezogen. Er suchte in seinem Etui nach einer neuen, und beim nächsten Stich würde er Johns Auge treffen.

Suko wußte das. Und er wußte ferner, daß ihm nur noch wenig Zeit blieb, um sich etwas einfallen zu lassen. Er wurde nur von einer Seite bedroht, im Gegensatz zu seinem Freund, denn Bates und dieser Sirca unter Kontrolle hielten.

Seine Beretta hatte man ihm abgenommen, nicht aber den Stab. Der war einfach übersehen worden, oder man hatte ihn nicht ernst genommen. Man war eben nur auf Schußwaffen fixiert.

Suko griff zum letzten Mittel. Er hoffte, daß es klappen würde, und er setzte seine Idee sofort in die Tat um.

Aus seinem Mund drang ein leises Jammern oder Stöhnen. Zugleich bekam er weiche Knie. Er schrie noch leise auf, dann sackte er zusammen und wußte sehr genau, daß er jetzt die entscheidende Sekunde erlebte. Wenn ihm der Bluff nicht gelang und der Typ seine Maschinenpistole abfeuerte, dann war es um ihn geschehen.

Er berührte den Boden.

Der andere hatte nicht geschossen.

Suko schielte in die Höhe. Seine Hand hatte er dabei unter seinem Körper vergraben. Sicherlich wartete der Helfer auf einen Befehl, aber Suko kam ihm zuvor.

So rief er das magische Wort!

***

Fünf Sekunden lang dauerte seine Zeit. Eine Spanne, die verdammt kurz war, aber auch sehr lang werden konnte, je nachdem, aus welcher Perspektive man die Dinge betrachtete.

Wie oft hatte Suko in dieser knappen Zeitspanne schon handeln müssen; und diesmal ging es wieder um alles oder nichts. Er durfte keinen Bruchteil der Zeit nutzlos verstreichen lassen, schnellte in die Höhe.

Er riß seinem Bewacher die MPi aus den Händen. Damit stürmte er auf Bates zu. Zum Glück standen sie alle dicht beisammen, und mit einem Sensenhieb fegte er den Satanisten von den Beinen.
Der Mann kippte in den Raum hinein, prallte zu Boden, verlor dabei seine Waffe, die wegschlitterte, was Suko sehr gelegen kam.
Er befand sich bereits auf dem Weg zu Sirca. Wieviel Zeit inzwischen verstrichen war, wußte er nicht, er wollte auch nicht darüber nachdenken und sah nur diesen verfluchten Killer, der bereit war, John Sinclair das Auge auszustoßen.
Er hatte den Arm schon in die richtige Höhe gebracht. Die Spitze der Nadel zielte geradewegs auf Johns linkes Auge, und sie war nur eine Handspanne davon entfernt.
Suko flog auf den Killer zu.
Er befand sich noch in der Luft, als die Zeit um war.
Zu spät?
Nein!
Es klappte soeben noch, denn Suko hatte bereits ausgeholt, und seine nach unten fallende Handkante ließ sich nicht mehr stoppen. In dem Augenblick, als auch Sirca seine Bewegung weiterführen wollte, erwischte ihn Sukos Treffer.
Hand und Arm fielen nach unten, als hätte man sie vom Körper abgetrennt. Einmal in Fahrt rammte Suko dem Killer einen Fuß in die Magengegend, und Sirca flog zurück bis gegen einen Stuhl, den er mit seinem Gewicht umwarf.
Suko sah, wie sich sein Freund regte. Er drehte nur den Kopf zur Seite, weil die Erinnerung an den Stich noch vorhanden war.
»Wir holen sie uns, John! Los!«

***

Ich hatte meinen Kopf instinktiv zur Seite gedreht und auch das linke Auge geschlossen. Ich sah mich plötzlich nicht mehr in dieser direkten Gefahr, hörte auch Sukos Ruf und reagierte augenblicklich. Mir kam zugute, daß ich dieses Phänomen des Zeitstopps nicht zum erstenmal erlebte und mich deshalb blitzschnell auf die neuen Verhältnisse einstellen konnte. Verletzt war ich nicht.
Die kleine Wunde an der Wange zählte ich nicht, aber ich mußte etwas tun, kreiselte herum und sah den zweiten Wächter, der dabei war, seine Überraschung zu überwinden und sich zu fangen. Er hatte jetzt gemerkt, daß er ohne MPi dastand, trotzdem war er nicht waffenlos. Seine Hand bewegte sich auf den Gürtel zu, wo sicherlich noch eine Pistole oder ein Revolver steckten.
Ich lief noch einen Schritt nach vorn, stieß mich dann ab und sprang den Kerl an.
Wir prallten zusammen. Der andere konnte seine Waffe nicht mehr

ziehen. Hart knallte er auf den Rücken. Ich fiel auf ihn, aber er bewegte sich wie eine Katze, kam wieder hoch, erreichte eine sitzende Haltung, nachdem ich auf seinen Beinen gelandet war. Er dachte nicht daran, mit seinen Fäusten zu kämpfen, sondern wollte wieder seine Schußwaffe ziehen.

Ich schlug die Faust gegen sein Kinn, Verdammt, es war hart. Mir taten die Knöchel weh, aber der Kerl kippte wieder nach hinten. Sofort schnellte er hoch.

Genau in den zweiten Hieb hinein. Diesmal hatte ich meinen angewinkelten Arm in die Höhe gezogen und erwischte ihn mit dem Ellbogen. Den zweiten Treffer hielt sein Kinn nicht aus.

Ich hörte ihn noch stöhnen, dann fiel er wieder zurück, schon sehr angeschlagen.

Ich ging auf Nummer Sicher. Neben ihm hockend zerrte ich ihn noch einmal hoch.

Dann schlug ich mit der Handkante zu.

Diesmal wurde er schlaff.

Ruhe gönnte ich mir nicht, ließ ihn liegen und kam mit einem Sprung auf die Beine. Noch in der Bewegung drehte ich mich um, um zu sehen, was Suko machte.

Er kämpfte mit Sirca, und ich wußte auch, daß ich mich auf ihn verlassen konnte.

Es gab noch einen dritten, den Satanisten.

Wo steckte er?

Auch in der Düsternis konnte ich ihn sehen. Er kroch über den Boden wie ein dickes, unförmiges Insekt. Und er bewegte sich auf einen Gegenstand zu, der ebenfalls auf dem Boden lag und dabei einen dunklen Glanz abgab.

Es war die Maschinenpistole, mit der er mich bedroht hatte.

Er oder ich!

Zugleich starteten wir!

***

Sirca war mit allen Wassern gewaschen. Er hatte es nie gelernt, fair zu kämpfen, und wenn, dann hatte er es sicherlich vergessen. Sirca war nicht außer Gefecht gesetzt worden. Er war nur zu Boden gegangen und hatte dabei sein Etui mit den Nadeln noch in der Hand gehalten. Einige Nadeln hatten sich daraus gelöst, waren zu Boden gefallen und hatten sich dort verteilt.

Sirca schrie seine Wut hinaus. Es war zugleich ein Kampfschrei, mit dem er sich selbst anspornte.

Er wollte nicht verlieren, er spürte zwar, daß sich sein rechter Arm kaum bewegen ließ und der Schmerz auch in seinem Körper festsaß, aber er war noch nicht ausgeschaltet.

Sirca wälzte sich über den Boden. Seine Hände erwischten genau das, was er sich erhofft und gewünscht hatte. Es waren die Nadeln, zwei von ihnen hatte er bereits aufgenommen. Dann rollte er sich auf den Rücken, weil er den Schatten des auf ihn zukommenden Chinesen sah.

Suko erlebte keine Euphorie. Er war ein vorsichtiger Mensch, der Tricks beherrschte und sich auskannte. Er glaubte nicht daran, daß ein Mann wie Sirca so leicht zu besiegen war, auch wenn dieser jetzt am Boden lag und stöhnte, als stünde er vor dem Tor zur Hölle.

»Komm hoch, Mann!«

Sirca grinste nur.

Suko schaute sich um. Er suchte nach seiner Beretta, sah sie im Moment nicht, aber Sirca hatte die Lage ausgenutzt. Er schwang sich hoch, und er war trotz seiner Verletzung ziemlich schnell. Zugleich bewegte er seine rechte Hand, und plötzlich stachen aus seiner Faust die beiden unterschiedlich langen Nadeln hervor. Sie schimmerten, als wären sie angestrahlt worden. Aus dem Mund löste sich ein Zischen, als er den rechten Arm zurücknahm, um auszuholen.

Suko wußte plötzlich Bescheid. Dieser Hundesohn würde die Nadeln gegen ihn werfen. Sie waren gegen Sukos Kopf gezielt und lösten sich wie kleine Speere aus der Faust.

Blitzartig ging Suko in die Knie. So schnell, daß ihn die Nadeln nicht erwischten. Er hörte den Schrei der Enttäuschung, denn Sirca mußte mit ansehen, wie seine tödlichen Grüße über den Kopf des Chinesen hinweghuschten und quer durch den Raum flogen, bis sie mit klirrenden Geräuschen an der Wand landeten.

Weitere Nadeln hatte Sirca nicht mehr in seiner Reichweite. Und er trug auch keine Schußwaffe mehr. Jetzt mußte er sich mit bloßen Fäusten gegen Suko verteidigen. Er drehte sich um, um den Stuhl in die Höhe zu wuchten, den er umgeworfen hatte.

Der Stuhl war schwer. Sirca mußte viel Kraft aufwenden. Es dauerte alles zu lange, und Suko war schnell wie der Blitz.

Er packte Sirca und zerrte ihn zurück.

Der Mann schrie wütend auf. Den Stuhl ließ er nicht los. Seine Hände hielten die Lehne umklammert, und so zerrte Sirca das Sitzmöbel hinter sich her, obwohl Suko ihn umklammert hielt.

Er drehte den Mann und wuchtete ihn gegen die Wand.

Sirca schrie wieder.

Er ließ den Stuhl los.

Für einen Moment blieb er stehen wie ein angeschlagener Boxer. Er mußte sich erst schütteln, sich wieder zurechtzufinden, aber diese Zeit durfte man einem Mann wie Suko nicht geben.

Der Inspektor - perfekt in asiatischen Kampftechniken - setzte diese auch ein.

Sirca sah nicht mehr als einen Schatten auf sich zufliegen. Dann

erwischte es ihn am Hals. Der Treffer raubte ihm die Luft, und er hatte zugleich den Eindruck, innerlich zu explodieren.

Er flog weg. Hinein in das All. Er trieb dahin und sackte doch nur zu Boden, wo er auch liegenblieb.

Geschafft.

Suko wollte aufatmen, aber dazu kam er nicht mehr, denn hinter sich hörte er das harte Rattern des Schußechos. Jemand feuerte eine MPi ab. Wie vom Sprungbrett abgefedert landete Suko am Boden, wo er sich mehrmals überrollte und dabei an John Sinclair dachte.

Entweder hatte *er* geschossen oder der Satanist, wobei Suko nur hoffte, daß John es geschafft hatte…

***

Es waren wirklich die verdammten Sekunden, um die es ging. Wahrscheinlich sogar die berühmten Zehntelsekunden, die ich schneller sein mußte als Tillman Bates.

Ich wußte nicht genau, was mit ihm geschehen war, denn ich war in den fünf Sekunden ebenso starr gewesen wie mein Feind Bates, aber ich konnte mir vorstellen, daß Suko nicht eben sanft mit ihm umgegangen war und er deshalb angeschlagen war. Für mich konnte sich das als Vorteil erweisen, auf der einen Seite.

Auf der anderen aber hatte ich einen weiteren Weg zum Ziel zurückzulegen als der Satanist. Er würde - und darauf wies alles hin - die Waffe vor mir erreicht haben.

Ich rannte so schnell, daß ich den Eindruck bekam, über den Boden zu fliegen.

Aber auch Bates bewegte sich. Nur lief er nicht, sondern kroch, schrie dabei, und ich hörte Worte wie Teufel und Rache.

Von zwei verschiedenen Seiten näherten wir uns der Waffe. Ich räumte noch einen kleinen Tisch zur Seite. Er wirbelte auf den Satanisten zu, erwischte ihn auch an den Beinen, was den Mann jedoch nicht aufhalten konnte.

Aus seiner knienden Haltung hervor wuchtete er sich nach vorn. Er streckte dabei die Arme weit aus. Zuerst in die Höhe, dann fielen sie herab, aber sie blieben so lang, und plötzlich klatschten seine Hände auf die Waffe.

Verdammt, er hatte sie vor mir!

Es war eben diese berühmte Sekunde, die ich zu spät gekommen war, aber ich stoppte meinen Lauf nicht und setzte abermals alles auf eine Karte. Wenn Bates schießen und mich treffen wollte, mußte er sich drehen.

Außerdem mußte sie richtig in seinen Händen liegen, und das kostete ihn einige Sekunden.

Dennoch - es wurde knapp!

Entweder packte ich es, oder ich rannte mit offenen Augen in die Garbe hinein, deren Kugeln mich zerreißen würden.

Ein letzter Sprung.

Ich fegte auf ihn zu.

Bates drehte sich.

Ich sah sein blutüberströmtes Gesicht. Der Bart war durch das Blut naß geworden. Ich sah auch seine kalten Höllenaugen, dann erwischte mein Tritt den Lauf der Waffe und wuchtete ihn in die Höhe.

Genau in dem Moment drückte er ab.

Die Kugelgarbe ratterte aus dem Lauf. Sie jagte in die Decke hinein, hinterließ dort ein Muster. Die Einschläge wanderten nach rechts, von mir weg. Dann rutschte ich auf dem liegenden Körper aus, fiel und krallte meine Hände an den Gelenken des Satanisten fest.

Sein Finger löste sich vom Abzug. Die Schüsse verstummten. Ich riß ihm die Waffe aus den Händen, wollte weglaufen und stolperte über den Körper. Auf den Knien landete ich ebenso wie auf den Ellbogen. Aber die MPi hielt ich fest.

Hinter mir hörte ich ein Keuchen. Tillman Bates war noch nicht außer Gefecht gesetzt worden. Er würde bis zum letzten Atemzug kämpfen. Als ich mich umdrehte, erwischte mich sein Tritt in Höhe der Brust.

Bates brüllte los, als ich wieder zurückfiel. Aber er tat etwas, das mich erstaunte. Bates versuchte nicht, mir die Waffe zu entreißen, er drehte sich um und lief auf eine nicht weit entfernt liegende Tür zu.

»Bleib stehen!« schrie ich ihm nach.

Er hörte nicht und rannte weiter.

Okay, ich hätte ihn mit einer Kugelgarbe in den Rücken oder in die Beine stoppen können, aber es war nicht meine Art, jemanden in den Rücken zu schießen. Da gab es bei mir eine Sperre. Zudem war kein Dritter durch ihn in Lebensgefahr geraten, und so hatte er die Tür sehr bald erreicht, die er wuchtig aufriß.

Ich war wieder auf die Füße gekommen. Die rechte Seite tat verdammt weh, das ignorierte ich, denn es gelang mir, an dem Satanisten vorbeizuschauen.

Aus der Tiefe schimmerte mir eine beinahe schon glosende Helligkeit entgegen. In ihr malte sich der nach unten laufende Mann wie ein zuckender Schatten ab.

Das war nicht die Überraschung, sondern eher die helle Mädchenstimme, die aus der Tiefe des Kellers klang.

»Vater!«

***

Die Halbschwestern hatten sich nach den Schüssen nicht gerührt. Sie standen da wie eingeschlafen, und keine von ihnen merkte, wie sich

das fettig schimmernde und hautlose Monstrum von seinem Thron bewegte, um den Raum zu verlassen.

Sie wußten aber, daß die Auseinandersetzung hinter der Tür noch nicht beendet war, obwohl die Schüsse verstummt waren. Sie warteten auf einen bestimmten Zeitpunkt und brauchten nicht mehr lange auf der Stelle zu stehen, denn plötzlich wurde die Tür am Ende der Kellertreppe wuchtig aufgerissen. Sie glitt dem Mann, der dies getan hatte, aus der Hand, donnerte gegen die Wand, und der Mann kam mit schwankenden Bewegungen auf die erste Stufe zu.

Er wirkte noch wie ein Schattenriß, was sich nach den beiden folgenden Stufen änderte, denn beide hatten ihn erkannt.

Caroline knirschte nur: »Er ist es!«

Marion aber konnte nicht anders. Sie riß den Mund weit auf, und man sah ihre Kiefer zittern. Dann schrie sie das Wort, das einfach hinaus mußte.

»Vater…!«

Tillman Bates zuckte nicht mal zusammen. Er tat, als hätte er den Schrei nicht gehört. Inzwischen hatte er das Geländer gefunden, an dem er sich festklammerte. So konnte er die alte Treppe gefahrloser hinter sich lassen.

Er kam immer näher.

»Vater, Vater…« Marion wimmerte nur noch. Sie hatte sich von ihrer Schwester zurückgezogen und stand mit dem Rücken an der Wand.

Bates hörte sie nicht.

Er kam näher und näher!

Sein Gesicht war blutig, der Mund stand offen. Röchelnde Laute drangen daraus hervor, und sein Eisblick war auf seine beiden Töchter gerichtet.

Vor der ersten Stufe blieb er stehen. Um Marion kümmerte er sich nicht. Sein Sinnen und Trachten galt einzig allein der dunkelhaarigen Caroline.

»Du!« keuchte er. »Du bist es!« Seine Stimme endete in einem Grollen. Sie hatte kaum noch menschlich geklungen.

»Ja, ich. Ich stehe vor dir. Du hast mich getötet, Vater. Du hast mich damals dem Teufel als Geschenk geben wollen, aber ich wurde gerettet. Es gibt eine Kraft, die sich gegen die Hölle gestemmt hat. Ich weiß nicht, wer es gewesen ist. Es können Engel gewesen sein, aber ich bin durch sie zurückgekehrt, um großes Unrecht zu vermeiden. Ich habe ein kleines Gastrecht auf dieser Welt bekommen, und ich werde meinen Frieden finden, wenn du nicht mehr bist. Das ist mir versprochen worden…«

Tillman Bates keuchte. »Warum? Warum hat er dich nicht angenommen? Ich habe den Spiegel gehabt. Er ist der Weg zu ihm. Du bist von mir selbst hineingedrückt worden, ja, von mir selbst, weil es

der Satan so wollte. Warum hat er dich nicht genommen?«

»Weil ich Helfer hatte. Engel vielleicht, gute Geister… Sie haben mich wieder zurückgeschickt. Sie wollten nicht, daß du gewinnst. Und sie wollten auch nicht, daß der Spiegel wieder in deinen Besitz gelangt, nachdem du mit deiner zweiten Tochter das gleiche vorhattest wie mit mir. So ist es gewesen.«

»Ja, ich sehe es. Ich weiß, daß du kein Trugschluß bist. Aber man kann es reparieren. Noch gibt es jemand, der nicht vernichtet ist. Du hast ihn bereits gesehen, er ist nicht weit von hier.« Bates drehte ruckartig den Kopf und schaute auf den Zugang, hinter dem das Monstrum seinen Platz gefunden hatte.

Es saß nicht mehr auf seinem Thron. Es hatte all seine Masse nach vorn gedrückt und quoll nun durch die Öffnung, hinein in den erhellten Kellergang.

Zum erstenmal sahen die Mädchen das Untier aus der Nähe. Es war ein furchtbarer Anblick. Ein Wesen ohne Haut, nur mehr Masse, die aber an verschiedenen Stellen permanent etwas absonderte, das aussah wie Blut, aber viel dunkler war. Eine dämonische oder teuflische Flüssigkeit, die aus dem dicken Gewebe quoll und als stinkender Saft an dieser Gestalt herabrann.

Es gab keinen richtigen Kopf mehr. Auf dieser Masse klebte so etwas wie die Andeutung eines Schädels. Ein qualliges Etwas mit zwei Augen darin. Da hatte der Satan einen seiner führenden Dämonen abgegeben. An seiner Gestalt hingen die weichen, dunklen, ölig aussehenden Arme wie lange Würste. Er war wie eine Amöbe, aber er stank, als wäre er den Tiefen einer Gruft entstiegen.

»Was willst du denn machen, Caroline? Sag es mir. Willst du den Dämon des Satans töten?«

»Ja.«

Bates lachte.

»Und dich auch!«

Da lachte Bates nicht mehr!

***

Es war vielleicht richtig so, aber es ging mir trotzdem gegen den Strich. Suko hatte seine Hand regelrecht in meiner Schulter vergraben und hielt mich zurück. Zusammen waren wir durch die offenstehende Tür und einige Stufen der Treppe hinuntergelaufen, und nun waren wir auf der Hälfte stehengeblieben und starrten nach unten.

Zwei Mädchen, die ich beide kannte. Dazu ihr Vater und das Monster. In der letzten Minute hatten wir einiges gehört. Ich kam von dem Gedanken einfach nicht los, daß dieser Tillman Bates seine Tochter dem Teufel geschenkt hatte.

Ein Vater gab seine Tochter ab.

Ich spürte einen irrsinnigen Haß auf ihn, aber das brachte uns jetzt auch nicht weiter. Da hatte Suko schon recht, wir mußten einen kühlen Kopf bewahren und praktisch als letzte Instanz eingreifen.

Noch waren nur Drohungen ausgesprochen worden. Es würde sich ändern, das stand fest, und darauf warteten wir fiebernd…

***

Tillman Bates war stumm. Plötzlich lachte er nicht mehr. Die Worte seiner Tochter mußten ihm zu denken gegeben haben. Aber er verließ sich nicht auf sich selbst, sondern betrachtete das Geschenk des Teufels. Für ihn war der Hautlose sehr wichtig. Er wollte ihm etwas sagen, seine zweite Tochter Marion interessierte ihn zunächst nicht, und er flüsterte diesem Höllenwesen so laut etwas zu, daß selbst wir es verstanden.

»Es ist nicht die einzige gewesen, die unser Freund bekommt. Ich habe hier noch eine. Ich werde sie euch geben, ihr sollt sehen, daß ich nur auf der einen Seite stehe. Hörst du?«

Ob der Hautlose das überhaupt verstanden hatte, konnte niemand herausfinden. Er reagierte auf seine Weise und hob mit einer plumpen Bewegung beide Arme. Ähnlich wie ein mächtiger Gorilla, der sein Weibchen umfassen will.

Bates lachte leise. Er drückte sich der Gestalt noch entgegen, als würde er durch sie die Erlösung bekommen, aber Sekunden danach veränderte sich der Ausdruck in seinem Gesicht.

Da war kein Haß mehr zu sehen. Auch keine wilde Freude. Angst, hervorgerufen durch Schmerzen, war trotz des dunklen Bartes zu erkennen.

Die Halbschwestern schauten zu. Aber nur Caroline sprach. »Jetzt frißt die Hölle ihre Diener…«

***

Dieser Satz war auch für Suko und mich ein Startsignal. Wir wollten nicht mehr länger Zuschauer sein. Suko hatte sich mit dem gleichen Gedanken beschäftigt wie ich; seine Hand löste sich von meiner Schulter. Nebeneinander soviel Platz bot die Treppe zum Glück - liefen wir nach unten. Die Kinder kümmerten sich nicht um uns. Nur Marion schaute mich aus großen Augen an, nicht die andere. Ihr Blick war auf den Satanisten gerichtet, auf ihren Vater, und sie sah, wie dieser in die Gestalt des satanischen Derivates gelangt war.

Der Hautlose hielt ihn nicht nur fest, nein, das war ihm zu billig. Er fing auch an, ihn zu schlucken, denn es gelang Bates nicht mehr, sich von ihm zu lösen. Er war von dieser Kreatur umarmt worden und stand dabei in einem schrägen Winkel zu ihr.

Wir gingen noch näher ran, aber leise, damit wir Bates noch hörten.

Sein Keuchen, Ächzen und Wimmern mischte sich zu einer einzigen

Geräuschkulisse und hörte sich schlimm an. Er kam aus dem Griff nicht mehr heraus. Auch als er seinen Arm gegen der Körper stemmte, da spürte er keinen Widerstand mehr, denn seine Hand verschwand in der Masse, und uns kam es beinahe so vor, als wäre ein Ghoul dabei, sein Opfer zu schlucken.

Aber das war kein Ghoul.

Er war ein Günstling des Satans. Von ihm auf die Erde geschickt, um die Menschen nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Aber der Teufel war kein Partner, auf den man sich verlassen konnte. Wer einmal verloren hatte, den ließ er nicht nur im Stich, mit dem rechnete er auch ab, weil er dieses Verlieren als eine persönliche Niederlage begriff!

Er hatte zugestoßen. Er hatte geschlagen, aber sein Arm war bereits bis zum Ellenbogen in dieser schwarzen, öligen Masse verschwunden. Und er konnte ihn nicht mehr hervorziehen.

Meine Hand war in die rechte Tasche geglitten. Dort steckte noch immer das Kreuz.

Es hatte sich erwärmt. Die einzelnen Wellen huschten über das Metall hinweg wie ein warmes Kribbeln.

Ich zog es hervor, ohne es richtig zu merken. Nur griff ich nicht ein.

Auch Suko stand unbeweglich neben mir. Doch zuvor - ich hatte es nicht mitbekommen - hatte er seine Dämonenpeitsche gezogen und einen Kreis geschlagen.

Trotz der schlechten Luft holte er tief Atem. Im selben Augenblick sprach ihn Caroline an.

»Gib mir deine Waffe!«

Suko wußte sofort, daß er und nicht ich gemeint war. Er drehte den Kopf und sah den starren Blick des Kindes auf sich gerichtet. Noch einmal wiederholte sie ihre Forderung und fügte hinzu: »Ich muß sie haben, denn ich muß auch ein Versprechen einlösen.«

Es war Sukos Entscheidung, nicht die meine, und deshalb hielt ich mich heraus.

Suko nickte. »Gut, nimm sie!«

Caroline hielt die rechte Hand bereits geöffnet. Sie umfaßte den Griff, und als sie einen Schritt an dieses grauenhafte Wesen heranging, da schleiften die drei Riemen hinter ihr her.

Sie schaute hin.

Auch wir kannten nur ein Ziel und erlebten mit, welch grauenhaftes Schicksal der Teufel einem Verlierer zugedacht hatte.

Tillman Bates, der Satanist, wurde von der hautlosen Kreatur regelrecht geschluckt. Er drang immer tiefer in diese widerliche Masse ein, als würden ihn unsichtbare Hände drücken. Tatsächlich aber holte die Kreatur ihn, um ihn regelrecht zu verschlingen. Noch lag sein Kopf frei, aber auch er würde geschluckt werden, und was dann geschah, konnte sich jeder von uns ausmalen.

Schräg steckte er in der Masse. Nur eine Hand ragte hervor und ein Teil des Arms. Es sah schaurig aus, wie sich die Finger der freien Hand bewegten. Sie zuckten, sie bildeten eine Kralle, als suchte diese nach einem Gegenstand, an dem sie sich festhalten konnte.

Der übrige Körper steckte in der Masse, die sich bewegte, als wäre sie dabei, das schon Verschlungene zu verdauen.

Und Caroline stand dicht vor ihm.

Sie hob den rechten Arm.

Die Riemen lösten sich vom Boden, aber sie schlug noch nicht zu, sondern sprach ihren Vater an, dessen Kopf sich ungefähr in ihrer Höhe befand. Sie schauten sich in die Gesichter. Carolines war starr, das ihres Vaters verzerrt.

»Ich habe versprochen, dich von dieser Welt zu schaffen!« erklärte sie mit fester Stimme, »und ich bin unter allen Umständen bereit, dieses Versprechen zu halten. Du wirst keinen Menschen mehr töten, du wirst niemand mehr dem Satan zuführen. Dein Plan wird sich mit doppelter Kraft auf dich niederschlagen.«

Tillman Bates riß sein Maul auf. Er spie den Speichel aus, der schon grünlich schimmerte.

Caroline ließ sich davon nicht beirren. »Und es ist auch die Rache für Ellen Bates, die durch dich sterben mußte.«

Plötzlich schlug sie zu.

Selbst uns hatte sie durch diese Bewegung überrascht. Aber sie handhabte die Dämonenpeitsche wie ein Profi, denn auf dem Weg zum Ziel fächerten die drei Riemen auseinander und trafen den hautlosen Körper an drei verschiedenen Stellen.

Tief gruben sie sich ein.

Jemand brüllte auf.

Ob es das Höllenwesen war oder Bates, so genau konnten wir es nicht feststellen. Jedenfalls echote dieser Schrei durch den Keller, und dann trat etwas ein, womit wir eigentlich gerechnet hatten, weil wir es kannten.

Die zerstörerische Kraft der Dämonenpeitsche brannte der Kreatur die tiefen Wunden regelrecht ein, und in ihnen entstanden plötzlich blaugrüne Feuerzungen. Sie verschonten weder das Monstrum noch den Satanisten.

Sie packten zu. Sie waren erbarmungslos in ihrer zerstörerischen Kraft, und die gesamte Gestalt explodierte, aber die Teile flogen nicht durch den Gang, sondern drängten sich hoch zur Decke, als wollten sie sich noch einmal aufrichten und zu einer höllischen Größe anwachsen.

Das war nur Schein, denn einen Augenblick später sackte die Masse zusammen und es ließ sich nicht mehr unterscheiden, wer Tillman Bates war und wer die Kreatur.

Beide waren von dem Treffer zu einem einzigen Klumpen geworden,

und so starben sie auch.

Wir hörten keinen Schrei und schauten nur auf eine dunkle Pfütze, über die die letzten Flammen wie ein Hauch hinwegglitten. Alles andere war verschwunden.

Caroline drehte sich um. »Meine Pflicht habe ich getan«, sagte sie zu Suko gewandt und reichte ihm die Dämonenpeitsche zurück.

Uns beiden fehlten in diesem Augenblick die Worte. Wir schauten zu wie Caroline zu Marion ging, sie umarmte und sie dann auf beide Wangen küßte.

Marion flüsterte den Namen ihrer Halbschwester. Sie bat darum, nicht allein gelassen zu werden, aber Caroline schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht bleiben, ich war nur zu Besuch. Deinen weiteren Weg mußt du jetzt allein gehen, Schwester.«

Sie ließ Marion los, die kaum Halt fand. So schwach war sie. Ich ging hin und stützte sie.

Caroline aber ging den Weg zurück, den sie wahrscheinlich gekommen war. Und je weiter sie sich von uns entfernte, um so mehr löste sich ihre Gestalt auf.

»Der Spiegel?« rief ich noch.

»Er wird nicht mehr gebraucht…«

Es waren ihre letzten Worte, bevor plötzlich ein Licht entstand, das sie umhüllte.

Wir standen da und schauten. Eine Gänsehaut hüllte uns ein, und wir schauten zu, wie Caroline vor unseren Augen entschwand.

Endlich hatte sie ihre Ruhe und ihren Frieden gefunden.

Auch wir wollten nicht mehr in diesem Kellergang bleiben. Suko trug Marion die Treppe hoch. Das Mädchen hatte angefangen zu weinen, und sie sprach dabei von ihrer toten Mutter.

Die brachte ihr keiner zurück. Wir wußten auch, welches Schicksal Marion bevorstand. Sie würde in einem Heim die nächsten Jahre verbringen, falls es keine Verwandten gab, die sich um sie kümmerten. Mich überkam plötzlich ein wahnsinniger Haß auf diese gesamte Dämonenbrut. Ich mußte mich zusammenreißen, um nicht loszuschreien.

Die beiden Killer waren noch bewußtlos. Wir sammelten unsere Waffen ein, und die MPi, die ich mit nach unten genommen hatte, legte ich ab, dann rief ich die Kollegen an und danach unseren Chef, Sir James, um ihm vom Ende eines Falls zu berichten, das keinen von uns besonders glücklich gemacht hatte…

***

Ein Friedhof in der Kälte. Ein einsames Grab. Ein Grabstein, vor dem ein Spiegel stand.

Niemand hatte ihn gesehen, niemandem war er aufgefallen, und so

hörte oder sah auch niemand zu, wie die Fläche Risse bekam, aus denen Qualm hervorstieg.

Dann waren die kleinen Flammen da, die im Nu die Haut gefressen hatten, sich wie ein Ring um den Rahmen legten und auch ihn veraschten. So hatte sich auch der letzte Beweis aufgelöst, und irgendwann würde der Wind die Asche über den Friedhof wehen…

ENDE des Zweiteilers